ie Komische Bibliothek

Wilhelm Fraenger

Die Masken von Rheims



Eugen Rentsch Verlag



Die Komische Bibliothek

Herausgegeben von Dr. Wilhelm Fraenger



Wilhelm Fraenger

Die Masken von Rheims

Mit 38 Abbildungen, einer Einleitung
und der Legende
„Der Tänzer unserer Lieben Frau"

ins Deutsche übertragen von
Curt Sigmar Gutkind



1 · 9 · 2 · 2

Eugen Rentsch Verlag / Erlenbach-Zürich und Leipzig



Zucht der Askese und Willkür des Lachens

„Daß sie kleine Sünde so gering achten, hindert geistliche Leute am meisten an ganzer Vollkommenheit. Wahrlich ich sage euch: So ich mich versäume mit einem Lachen, das keinem schadet, oder mit einer Bitterkeit in meinem Herzen, verborgen vor allen, oder mit einer kleinen Ungeduld, so ich Schmerzen leide, so werden meine Sinne also stumpf, und wird meine Seele also finster und also kalt mein Herz, daß ich elend werde und voller Jammers und weinen und klagen muß und angstvoll bitten und brennend verlangen und demütig, daß ich verderbt sei, bekennen

muß: Dann erst, dann erst wieder werde ich Arme Gnade finden, also als kröche ein geschlagener Hund wieder zur Küche."

In diesen Worten der Mechthild von Magdeburg, die in weltabgeschlossener Beginage um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts ihre ekstatischen Gesichte niederschrieb, ist das Bekenntnis der geläuterten Askese eingeschlossen: der Seelenwunsch nach einer Meeresstille aller Sinne, in der die Strömungen der Leidenschaften sich beschwichtigten; die Sorge, daß kein leiser Wellengang des irdisch sinnlichen Begehrens oder Leidens die klare Spiegelung der Gottheit trübe.

★

„Zorngrimmend will ich reden aus der Bitternis meines Herzens. Dem Spiel des Windes, einem Blatte gleich, aus schwankem Stoff bin ich geschaffen und baue nicht, wie es dem Weisen ziemt, mein Haus auf einen festen Felsen, sondern ich Tor bin einem Strome zu vergleichen, der nirgend eine Ruhestätte hat. Als steuerloses Schiff, als irrer Vogel, so treibe ich dahin als ein Geselle der Verworfenen. Ernsthaftigkeit des Herzens dünkt mir eine Last. Doch liebenswert und süßer selbst als Speise ist das Lachen. Ich wandle auf der breiten Straße in dem Mut der Jugend, tugendvergessen als Schalksknecht des Lasters. Mehr strebe ich nach Lust als nach dem Heil der Seele. Dem Geist erstorben, diene ich dem Fleische."

So hat der „Erzpoet", der Meister aller Goliarden, die Beichte seines Lebens formuliert, die er dem Erzbischof von Köln, Reinald von Dassel, überreichte. Dieses Vagantenlied, 1165 zu Pavia gedichtet, ist ein rebellisch kühnes Widerspiel zum zeitbeherrschenden Gedanken der Askese: Die freie Hingabe des Willens an die Macht des Bösen, weltsüchtig sinnliche Entfesselung, ein sündenstolzer Selbstvernichtungstrotz bildet den Inhalt seiner Konfessionen.

Zwischen der Zucht der Askese und der Willkür des Lachens ist eine Feindschaft von Beginn gesetzt.

★

Das Wort Askese ist weltlicher Herkunft und es bedeutet körperliche Übung, athletische Geschmeidigung und Stählung für den Wettkampf. Im übertragenen Sinn: die planmäßige Zügelung der Triebe zu dem Ziel einer entsinnlichenden Läuterung der Seele. Jedoch der alte, anschauliche Inhalt des Gymnastenwortes blieb in der Hülle der Metapher so lebendig, daß er den Tageslauf im mönchischen Bewußtsein zu einem wechselreichen Kampf dramatisierte, der stündlich seine neuen Gegner stellt: die sinnliche Begierlichkeit am frühen Morgen, Trägheit in langwährenden Mittagsstunden, die Traumverführung in der kargen Nacht, und in den Zwischenzeiten: das verdrossene Wähnen, sein Leben nutzlos hinzubringen, Zerstreutheit, Ungeduld und Schauder vor der Zelle. All diese tristen Stimmungsschwankungen, welche die selbstgewollte Einsamkeit zum Ödland widerwärtiger Vereinsamung verkehren, wurden als streitbare Dämonen aufgefaßt, deren bedrohliche Leibhaftigkeit nur als ein Schaubild der Entfremdung zu begreifen ist, in der die Seele des Asketen von ihrem körperlichen Sein geschieden war: Behutsam nirgend an die sinnliche Umwandung anzustoßen — gleich einer freischwebenden Glocke in dem Turmgehäuse — hing sie in ihrem fleischhaften Gerüst, und wenn sich in ihr selbstvergessenes Schwingen ein Unterklang des Sinnendaseins mischte, erschien er ihr so fremd und anderart, daß sie den Menschenlaut darin nicht mehr erkannte. Der Erdgebürtigkeit freiwillentlich erstorben, war ihr die eigene Leibhaftigkeit nur eine Larve fortgelegten Lebens. Wenn sich die abgetötete Natur dennoch in Widerspenstigkeit emporbewegte, so konnte sie nur von Dämonen angetrieben sein, die sie als einen Unterschlupf mißbrauchten, um den Asketen mit dem Gaukelspiel des Scheintodes der Sinne zu erschrecken.

Jedoch der strengen Mortifikation erstanden in dem Hunger und dem Schlafe Widersacher, die sich durch die Kasteiung nicht verscheuchen ließen. So karg die Speise und so notdürftig die Bettung, war dies Gebot des kreatürlichen Tributes für das asketische Bewußtsein dennoch ein Gegenstand der peinlichen Beschämung. Da man die Speisung nicht vermeiden

konnte, beschwieg man sie mit einer solchen Scheu, daß mit ganz tief herabgezogenen Kapuzen die Mönche an den stillen Tafeln saßen, jeder in sich gekehrt und ohne Acht des Nachbarn, um nicht die Schwäche seines Bruders zu gewahren. Man fürchtete den Schlaf, und die Besorgnis, ihm anheimzufallen, schuf eine eigentümliche Mythologie, die uns beweist, daß selbst unwillentlich verstohlene Gebärden aus jenem psychomachischen Prinzip gedeutet wurden. Fast komisch mutet uns der Glaube an, welchen ägyptische Monasten an das Gähnen hefteten: Zunächst versuche es der Dämon, die Augenlider sachte zu betäuben. Er überstreife sie mit linder Hand, und wenn er sie mit Schläfrigkeit bedeckte, greife er stracks zum Munde des Ermüdeten und sperre ihn mit raschem Griffe auf. Durch dieses aufgetane Tor des Mundes fahre der Teufel in den Körper ein, um dort die weise Regelung der Sinne durch einen Aufruhrtaumel zu verwüsten. Dies zu verhüten hat Makarios gelehrt, den Mund mit einem Kreuzeszeichen zu versiegeln.

Nicht anders als das fassungslose Gähnen versichtbart die verwandte mimische Gebärde des Lachens eine Preisgegebenheit der Seele. Der Lachende verlor die Selbstbeherrschung vor einem jähen Überfall der Sinnenwelt. Sein unwillkürliches Gelächter ist halb noch Abwehr der verstandeshaft noch nicht durchschauten Widerfahrnis, halb schon ein Vor=Urteil aus sinnlichem Instinkt. Als solches schon ein strikter Widersatz zu der streng rationalen Lebensmeisterung durch die Askese, verstößt das Lachen von dem Augenblick, wo sich sein Vor=Urteil zum Urteil wandelt, gegen das Mönchsgebot der Demut. Die mitleidlose Überlegenheit, die sich in einer lachenden Erkenntnis der irdischen Gebresten offenbart (mag dieses Lachen nun das Weltgetriebe bejahen, dulden oder auch verachten), war mit dem Leitbild der Askese: der inneren Verähnlichung mit Christus, unvereinbar. Wenn man auf alten Christusbildern liest: dies sei die Miene dessen, welcher niemals lachte, so mußten seine Jünger jene widerchristliche Gebärde des Lachens von den eigenen Zügen tilgen.

In denen aber, deren ganze Kunst dem Lachen und der Schalkheit

diente — den Spielleuten, den Gauklern und den Tänzern — erkannte die asketische Moral das gleisnerische Ebenbild des Teufels.

*

In solchem Sinne hat der Franziskaner Berthold von Regensburg, der große Prediger des dreizehnten Jahrhunderts, gegen den Stand der Spielleute geeifert. In seiner geistlichen Betrachtung: „Von den zehn Chören der Engel und der Christenheit“ stößt er sie auf die finsterste und tiefste Staffel der Würdestufen seines Gottesstaates. Den letzten Chor der Hierarchie der Engel nimmt Luzifer und sein Gesinde ein, die Abgefallenen, die sich der Nacht und der Verdammnis preisgegeben haben. Und diesem tiefsten Range in der Himmelsordnung entspricht auf Erden jener Menschenstand, der „gar von uns abgefallen und abtrünnig worden“. „Das aber sind — so predigt Meister Berthold — die Possenreißer, Geiger und Tambure und wie sie alle heißen mögen, die Gut für Ehre nehmen. So reden sie das Böseste und schelten viele, die vor Gott und der Welt gerechte Leute sind, und loben, die Gott und der Welt zum Schaden leben. Denn ihr ganzes Leben haben sie auf Sünde und Schande gerichtet und (sich geradewegs zum Spielmann wendend): was der Teufel zu reden verschmäht, das redest du, und alles, was der Teufel in dich schütten mag, läßt du aus deinem Munde gehen. Wehe, daß du der Taufe teilhaftig wurdest! Wie hast du Taufe und Christentum verleugnet! Alles, was man dir gibt, das gibt man dir mit Sünde, denn sie müssen Gott Rechenschaft ablegen am jüngsten Tag, die dir geben. Fort mit dir, wenn du irgendwo hier unter uns bist; denn du bist uns abtrünnig geworden mit Schalkheit und Liederlichkeit und darum sollst du zu deinen Genossen gehen, den abtrünnigen Teufeln.“

In einer Reihe mit dem Unholdvolk der Fallsuchtkranken und Mondsüchtigen, der Loswerfer und Zauberinnen hielt man den Spielmann von den Sakramenten fern, und wenn man ihm — was in nachsichtigerer Spätzeit da und dort geschah — den Zutritt zu dem Abendmahl ge-

währte, so ward dies auf das eine Osterfest beschränkt, zudem an die Voraussetzung gebunden, daß er schon fünfzehn Tage vor der Kommunion und weiter fünfzehn Tage nach der Feier auf alle Ausübungen seiner Kunst verzichte. Gleiche Unduldsamkeit und bittere Verstoßung ward ihm vom bürgerlichen Recht zuteil: Nach Stammeszugehörigkeit und fester Wohnstatt waren die Rechtsbeziehungen geregelt. Der Spielmann war sein Leben lang nur Gast, ein heimatloser Fremder, der vorm Rechte in schwergebeugter Stellung stand. Mit den als „henkersmäßig" Ausgestoßenen zusammen, den Scharfrichtern und ihren Knechten, den Hirten und den Schäfersleuten (die man der Zauberei verdächtig hielt und als die wahren Hexenlehrer scheute), galt auch der Spielmann aller Ehre bar. Jedoch der sittenlose Lebenswandel, der bei dem Gassenvolk der Gaukler üblich war; die Schmähsucht, Doppelzüngigkeit und Lügenfreude des Spielmanns war noch nicht der letzte Grund, weshalb die Kirche, ohne Indulgenz, das Treiben dieses Standes insgesamt verdammte. Vielmehr dem Lachen selbst galt die Verächtung. Wenn jener Regensburger Prediger zum Spielmann sagte: „Alles, was man dir gibt, das gibt man dir zur Sünde," so meint er damit nicht allein den Geldeslohn, vielmehr zugleich den Beifallsdank des Lachens. „Denn wer da lachet und sich freuet an den Worten eines Gauklers, der hat sich damit selbst ein Pfand des Todes gegeben." So nimmt um hundertfünfzig Jahre später Niclas von Wyle den Predigttenor Bruder Bertholds wieder auf. Es war die unbändige Auflehnung des Heidentums, die man aus jedem Gauklerlachen prahlen hörte. Denn in dem Sinnesblendwerk feiler Körperkünste, der aufreizenden Schaustellung verbuhlter Possen, in all den dreisten Liedern und Novellen lockte ein ungezähmt paganer Lebenswille mit allen Zaubereien der Verführung.

Ein loses Volk, landstreichend und begehrlich, schlug sich aus den Mysterien des alten Rom, aus den verödeten Theatern und Arenen hinüber in das Reich der Christenheit: Nachfahren der maskierten Lotterpfaffen, die einst um fremdländische Götzenbilder in tänzerischen Kulten

sprangen, gaukelten weibisch aufgeschminkt auf Markt und Anger. Im frechen Stegreifspiel der Possenreißer verwilderte noch vollends der laszive Schößling der spätantiken Bühnenkunst, der Mimus, zu einem unflätigen Mummenschanz. Ob nun im Spiel der welschen Gaukler der Götzendienst der Saturnalien, oder in deutschen Spielmannsliedern der nordisch düstere Mythus einen Nachhall fand; ob sich in diese altvererbte Heidenweise neuartig der Rebellenton der Goliarden mischte, die als der Kirchenzucht entlaufene Scholaren ihr Latein in weltlich freien Bacchusliedern übten — über dem eitlen Jahrmarkt aller Spielmannskunst prangte das Abbild der Luxuria, der Sinnenlust der Welt in allen Farben. Die sieben Todsünden der Kirche fanden in diesem Götzen aller Gaukler ihren Inbegriff. Daher der Kirchenbann. Mit jenem Bruder Berthold völlig meinungseinig, nur mitleidvoller in der Wahl der Worte hat die Mechthild von Magdeburg die ewige Verbannung, welche dem Spielmann widerfahren soll, in ihren Aufzeichnungen ausgesprochen: „Der Sänger, der Pfeifer, alle leichten Gaukler, die armen, deren Herz sich an Schein und Schimmer der Erde hing und eitel das Eitle pries, weinen hier, weinen mehr Tränen in der Hölle denn Wasser liegt in dem tiefen Meer.“

*

An den Dompforten der Kathedrale von Rheims stehen die steinernen Bilder der Heiligen und Bekenner. Die gemessene Würde ihrer Haltungen zeigt die Gebärdelosigkeit der Selbstverleugnung, wie sie dem christlichen Asketen ziemt, und die bekümmerte Erhabenheit des Märtyrers. Keine der plastischen Gestalten weist ein Gesicht von ausgelassener Regung. Als Gegenwelt zu dem in sich gekehrten Heiligengehaben der Portalfiguren nistet in Nischenwinkeln und am hohen First, an Fensterlaibungen und an Konsolen ein Pandämonium grotesker Fratzen. Diese von aller Leidenschaft durchquälten Masken sind in dem Tafelteil des Buches zu einer Abfolge geordnet, die in dem Sinne unseres Eingangswortes jene dämonische Durchwirrung der gleichgemuten Ruhe des Gesichtes weist, und — in dem

Geiste mittelalterlicher Physiognomik — das Mienenspiel des Lachens und des Grauens, der Sinnenfreude und Verzweifelung, als die sich aus dem Menschenangesicht empordrängende Teufelsmaske deutet.

Der Krampf der ersten Masken, die in jähem Schrei oder in jammernder Zerknirschung klagen, die niederröcheln wie Erdrosselte, stillt sich zu trauernder Versunkenheit. Der Ausdruck melancholischer Vertrübung ist auf zwei Jünglingsköpfen dicht und tief gesammelt (Tafel 10 und 11) zu einer ächzenden Bekümmerung und zu der Bitternis vergällter Lust. In der ägyptisch starr verschwiegenen Maske (Tafel 12), der mandeläugigen Beschausamkeit eines hellenischen Profiles (Tafel 13), dem nubisch dumpf geduldigen Gesicht (Tafel 18) und in der tumben Taubheit dreier Knabenköpfe (Tafel 14, 15 und 19) scheint jenes Schwebegleichgewicht der Seelenkräfte: die gleichmütig geruhige Gelassenheit, erfüllt. Den glatten Mienenspiegel des Gesichtes durchkräuselt auf der Frauenmaske (Tafel 20) eine ganz leis emporsichernde Heiterkeit, welche die Lippen sacht entriegelte und beide Augen zu erstaunter Neugier öffnet. Schon ganz vom Lachen überlistet, weist sich die schattenlose Glätte des arglos aufglänzenden Mondgesichtes (Tafel 22). Die Auflösung des Mienenspieles durch das Lachen hat hier schon jenen Ausdrucksumbau im Gefolge, der von den geistigen Organen: Stirn und Auge, das Schwergewicht zur sinnlichen Partie von Mund und Nase zu verschieben sucht. Aus dieser Disproportionierung des Verhältnisses von Geist und Sinnen, die mehr und mehr zugunsten animalischer Gebärdung sich vollzieht, schlagen die nachfolgenden Maskenbildnereien die starke Wirkung der verblüffenden Groteske.

Das gutmütige Lachen jener Mondscheinmaske wird in dem Klosterkobold (Tafel 21) angriffslustig. Der schalkhafte Mönch, der wie ein Laubfrosch im Gezweig, hoch oben an der Mauerbrüstung klebt, platzt in dem hämischsten Gelächter los. Der Ausdruck vorwitziger Dreistigkeit und eines hinterrücks lospolternden Gelächters wird durch die eigenartige formale Spannung des hinterhältig eingezogenen Genicks zum spitzen Vorprall seiner frechen Nase höchst suggestiv in diesem Werk ge-

formt. Noch zugespitzter ist die Komik einer Pfeifermaske (Tafel 23). Das ganze untere Gesicht schnurrt um den eingesogenen Mund zusammen. Wird hier im allereigentlichsten Sinn des Wortes eine „Pointe" plastisch ausgespielt, so ist die nächstfolgende Gauklermaske (Umschlagsbild) ganz auf die ungeschlachte Lappigkeit gestellt, in der die unflätige Zunge sich aus dem Munde dieses Narren hängt. Das ganze johlende Gesicht wirkt wie aus zähflüssigem Teig geformt. Es ist zusammengequollen aus klebrigen Wülsten und zu so maßloser Fratze verzerrt, daß jene Formmetamorphose schon zu ahnen ist, die sich in den nun folgenden ereignet.

Mehr und mehr tritt hinter der menschlichen Larve das Antlitz des Tieres hervor. Der Knochenbau des Schädels vergröbert sich. Er schwingt sich in ausladenderen Umrissen. Die Augen werden starr und die Lippen quallig und feist. Die Nase wirft sich auf zu breiten Nüstern. Das Lachen ist von den plumpen Zügen gefallen, und nur die rohe Stumpfheit animalischer Kreatur blieb auf den Spottgesichtern haften. Wo noch ein Lachen auf der Maske hängt, hat es sich grauenvoll versteint und es verfrostete zum Ausdruck des Entsetzens (Tafel 24, 25, 29). Die Artverwandlung des Gesichtes schreitet fort: Die nämliche dämonische Gewalt, die über das Antlitz des Menschen den Balg des Tieres zog (Tafel 26), taucht es in die amorphe Welt der Pflanze (Tafel 28), bis aus der immer finstereren Dämmerung entartet menschlicher Gesichter in stetig deutlicher sich abzeichnender Bahn das klare Nachtgestirn der Teufelsmaske aufsteigt. Das Satansangesicht, das unter krummem Horn und Flammenbrauen nur hartverbissene Pein und starre Qualen als seinen tragisch finstern Ausdruck trägt, wächst als ihr letzter Sinn, als Urbild und gesammelte Essenz aus jener immer grauseren Entstellung des Menschenangesichts hervor. Dem Leitwort der Askese: durch eine selbstentsinnlichende Läuterung das eigene Wesen Christus zu verähnlichen, stellt dieser Widersacher Gottes die satanshafte Travestie entgegen: In jeder Leidenschaftsgebärde des Gesichtes, dem Gaukelspiel des sinnlichen Gelächters, wie in der aufgewühlten Miene der Verzweiflung sein eigenes Ebenbildnis in die Welt zu prägen.

Spielmannslegenden sind uns überliefert, darin der lachlustige Stand der Gaukler sich vor der Kirche zu rechtfertigen bestrebt und sich kraft frommer Devotion vom Bann totsündiger Verdammung loskauft. Der strengen Kirchensatzung gegenüber stützt sich der Spielmann auf die Himmelsgnade, die manchem seiner Mitgesellen in offenbarem Wunder widerfuhr. Ob Sankta Kümmernis vom Kruzifix zu Lucca den Fiedler für sein Andachtsspiel dadurch entlohnte, daß sie ihm ihren goldenen Schuh gespendet hat; ob die Madonna zu Roc Amadour ein brennendes Altarlicht auf die Geige des demütigen Spielmanns niedersteigen ließ oder ob zu Clairvaux sich das Marienbild um eines Gauklers willen verlebendigte, um des in frommem Tanzdienst Müdgewordenen sich zu erbarmen — der leitende Gedanke der Rechtfertigungslegenden ist der gleiche: Der Urteilsspruch asketischer Moral wird umgekehrt und die verfemte Laienkunst des Spielmanns als gottesdienstlich gutes Werk verherrlicht. In andächtiger Unterwürfigkeit geübt, darf sie sogar als Mittel der Askese dienen, wie die picardische Legende von dem „Liebfrauen-Tänzer“ es ausdrücklich lehrt. In diesem Conte devot des 13. Jahrhunderts, der einer arabeskenzarten Zeichnung zu vergleichen ist, welche die Seligpreisung der Einfältigen verschaubart, ist die apologetische Moral: daß der vom kirchlich festgesetzten Weg der Heilsvermittlung ausgeschlossene Spielmann unmittelbar das Gnadenziel erreiche, mit einer heiteren Gelassenheit verkündigt. Kein irgendwie gekränkter Ton des Widerspruches oder der selbstgerechten Auflehnung schärft die Legendendichtung zur Satire gegen die kirchliche Unduldsamkeit. Vielmehr nur mild versöhnliche Bescheidenheit steht wie ein weises Lächeln über dem Geschehnis, daß in dem regelstrengen Ordenshause dem unscheinbarsten aller Laienbrüder jenes Marienwunder widerfuhr. Und dieses Gauklerlächeln der Legende hat sich dem sinnenniederen Bann entrückt und zu der schwebeleisen Freudigkeit geläutert, darin die tänzerisch beschwingte Seele jener Mechthild von Magdeburg den Christus-Jüngling ihrer Visionen beim Lobetanz im Paradiese grüßte. W. F.

Der Tänzer unserer Lieben Frau

Eine picardische Legende aus dem dreizehnten Jahrhundert





Die Viten unserer heiligen Väter,
wo die Materien löblich sind,
erzählen uns eine Geschichte:
Nicht sag ich, daß man gleichermaßen
so fein nicht manchmal schon gehört,
doch ist sie nicht so abgetan,
daß sie Erzählens nicht verdiene.
Nun will ich sagen und erzählen,
was einem Spielmann widerkam.

*

Er wallte viel die Kreuz, die Quer
an vielen Orten und entsagte:
denn heiligem Orden trat er bei
um seiner Zeit, die ihm zum Ekel.
So Pferd, so Kleid, so bare Münze,
und alles was er mitgebracht,
das legt er ab mitsamt der Welt,
denn nie wollt er sie wieder fassen.
Drum trat er in den heiligen Orden,
der wie man sagt in Clairvaux ist.
Als der Geselle drinnen war,
wie er denn auch recht stattlich war,
anmutig, schön und wohlgestaltet,
da wußte er um keine Kunst,
die man da drinnen brauchen könnte;
hat er doch nur gelebt vom Gaukeln
und nur vom Laufen und vom Tanzen:
Ja, hüpfen, springen konnt er wohl,
doch hat er von nichts andrem Kund,
denn er kannt keine andre Lehre,
kein Paternoster und kein Chorlied

noch auch das Credo oder Ave,
gar nichts, das seinem Heile diene.

*

Als er im Orden drinnen war,
sah Leute er mit Hochtonsur,
die sich mit Zeichen unterhielten,
kein Wort ward ihrem Munde laut:
Da dachte er ganz sicherlich,
daß die nicht anders sprechen konnten.
Doch bald ward er des Zweifels ledig,
denn gut ersah er, daß zur Buße
das Sprechen ihnen untersagt,
weshalb sie jeweils Schweigen halten,
so daß ihm selbst es widerkam,
daß Schweigen ihm oft ziemend war.
Und er hielt mit so sanftem Mut
das Schweigen an und auch so lang,
daß er den Tag lang gar nichts sprach,
so man ihn nicht zu sprechen heischte,
wovon sich oft groß Lachen hub.
Der war dadrunter ganz verscheucht,
denn weder konnt er tun noch sagen,
was man hier drin zu tuen hatte:
des war er traurig sehr und kleinlaut.
Sah Mönche da und Laienbrüder,
ein jeder dient Gott hier und dort
mit solchem Amt, wie er es hat:
Er sah die Priester an Altären,
denn deren Amt war so gestalt,
Diakonen bei den Evangelien,
Subdiakonen bei Vigilien:

Für die Episteln, wann es Zeit,
sind auch die Akoluthen fertig.
Der sagte Lais, der Litaneien,
die Chorbrüder sind bei den Psaltern,
die Laien bei dem Miserere
/ so wollens die Obliegenheiten /
die Cunben bei den Paternostern.
Die Werkstatt durch, die Zellen durch
besah er alles, ob wie unten,
und sah in Winkeln dort versteckt
da fünf, da drei, da zwei, da einen.
Wohl jeden staunt er billig an:
Der hat zu klagen, der zu weinen,
der tief zu seufzen und zu schluchzen,
und ward voll Wunders, was sie hätten.
„Jungfrau Maria," macht er da,
„Was haben die sich so gebärden
und sogestalten Schmerz bezeigen?
Sie scheinen mir in Leid zu liegen,
die solcher Klage sich vereinen.
„Jungfrau Maria," sagt er da.
„O weh mir Wurm, was sag ich da!
Ich mein, sie bitten Gott um Gnade.
Doch ich Unseliger, was tu ich?
Ist hier doch kein so Elender,
daß er nicht ganz wie um die Wette
dem Herren dien mit seinem Werken.
Hätt ich doch nur ein winzig Werken,
denn ich tu nichts und ich sag nichts.
Recht böse war ich, als ich eintrat,
nichts Gutes kenn ich, kein Gebet.

Hier geh ich vorwärts, hier zurücke;
ich tu hier gar nichts außer gaffen
und Lebensdurft um nichts mir nehmen.
So sie um mich des inne würden,
dann wird es übel mit mir gehn.
Aufs Feld hinaus wird man mich stoßen,
denn ich bin doch ein starker Kerl
und tu hier gar nichts, als nur fressen;
gar bös bin ich in hohem Maß."
Dann weint er, seinen Schmerz zu stillen,
nach Sterben stand sein Wunsch und Willen.
„Jungfrau Maria," macht er, „Mutter,
o bittet doch beim höchsten Vater,
daß er an mir Gefallen nähme
und guten Rat herab mir sende,
auf daß ich ihm und euch kann dienen,
damit ich mir verdienen kann,
die Lebensdurft, die ich hier nehme:
ich weiß ja, daß ich schuldig bin."

*

Als er sich dann so ausgejammert,
spürt er im Klosterbau herum,
bis er in eine Krypta stieß.
Bei einem Altar hockt er nieder
und schmiegt sich dran, so nah er kann.
Ob dem Altare war das Bild
von unserer Lieben Frau Maria.
Mit nichten hat er Wegs verfehlt,
als er ihn dorthin eingeschlagen.
Ja, ihn hat Gott dahin geführt,
der wohl die Seinen weiß zu leiten.

Als er die Messe läuten hörte,
da sprang er auf ganz in Entsetzen:
„O weh!“ macht er, „wie bin ich trogen!
Ein jeder sagt jetzt seine Lais,
und ich bin hier ein Ochs am Strick,
der hier nichts tut, als weiden gehen
und Lebensdurst für nichts verzehren.
Soll ich nichts sagen oder tun?
O Mutter Gottes, doch ich will:
Nun werd ich nimmer Tadel haben:
Ich tue das, was ich gelernt,
so diene ich nach meiner Kunst
der Mutter Gottes in dem Kloster.
Die andern dienen mit dem Singen,
ich werde dienen mit dem Tanzen.“

*

Tut ab den Mantel, zieht sich aus,
legts Kleid dem Altar dann zuneben,
doch daß sein Fleisch nicht nackend sei,
hat er ein Röcklein anbehalten,
das war fürwahrlich dünn und zart,
kaum wiegt es mehr als nur ein Hemde;
so ist er bloß und nackt geblieben.
Er, wohlgegürtet und gerichtet,
bindet den Rock, versieht sich gut;
zum Bildnis wendet er sich hin
voll vieler Demut und beschaut es:
„O Frau!“ macht er „in eure Hut
befehl ich meinen Leib und Seele.
O süße Königin, süße Frau,
habt nicht Veracht für meine Kunst,

denn ich will mich anitzt dranmachen
in aller Treuen euch zu dienen,
so Gott mir helf, in allem Ziemen.
Ich kann euch singen nicht noch lesen,
doch will ich euch fürwahr erlesen
all meine schönsten Künst zur Wahl.
Jetzt mag ich sein gleichwie das Zicklein,
das hüpft und springt um seine Mutter.
O Frau, die ihr nie bitter seid
zu denen, die euch rechtens dienen,
was ich auch sei, für euch es sei!"
Dann hebt er an ihr Sprünge tun,
so tief und kleine, groß und hohe,
zuerst nach unten, dann nach oben,
dann läßt er sich auf seine Knie
wohl vor dem Bildnis und verneigt sich:
„Ha!" macht er, „süße Königin!
um eur Erbarmen, eure Großmut,
o seht nicht scheel auf meinen Dienst."
Dann tanzt er, springt und macht vor Freuden
den Sprung von Metz ringsum den Kopf,
neigt sich dem Bild und betets an
und ehrts, so gut er irgend kann;
dann macht er den Franzosensprung,
darauf den Sprung aus der Champagne,
darauf macht er den Sprung von Spanien,
den Sprung, den man in England macht,
und dann den Sprung aus Lothringen:
Er müht sich ab, so gut er kann.
Dann macht er ihr den römischen Sprung
und legt vor seine Stirn die Hand

und tanzt mit vieler Zierlichkeit
und schaut ganz demutsvoll empor
zum Bildnis von der Mutter Gottes.
„O Frau,“ macht er, „ein schönes Spiel!
Ich tus auch nur für euch allein,
so Gott mir helf, das tu ich wahrlich,
und ganz zuerst für euern Sohn.
Ich trau mich sagen, rühm mich des,
daß ich da kein Ergetzen habe;
doch dien ich euch und zahl mich aus:
Die andern dienen, ich dien auch.
Frau, seht nicht scheel auf euern Diener,
dien ich euch doch zu eurer Freude.
O Frau, ihr seid der Freudenberg,
der alle Welt zinspflichtig macht.“
Dann gaukelt er, die Füß nach oben,
geht hin und her auf beiden Händen
und schwingt den Fuß, weint mit den Augen.
„O Frau,“ macht er, „ich bet euch an,
mit Herz und Leib, mit Fuß und Hand,
denn ach, ich weiß nicht mehr noch minder.
Werd fürder auch eur Spielmann sein:
Die singen drinnen beieinand
und ich komm hierher euch ergetzen.
Um Gott, wollt mich nicht ganz verachten!“
Schlägt sich dann vor die Brust und seufzt
und weint gar sehr und bitterlich,
daß er nicht anders beten könnte;
dann kehrt er rück, macht einen Sprung:
„O Frau,“ macht er, „so Gott mich rette,
so einen tat ich nie zuvor;

der ist mir keiner von den schlechten,
für euch sogar ist der noch neu.
O Frau, wie hätt der sein Befrieden,
der immer bei euch bleiben könnte
in euerm wonnereichen Haus!
Um Gott, o Frau, herbergt mich hie,
so bin ich euer, nimmer meiner."
Tut wieder drauf den Sprung von Metz
und gaukelt immer zu und tanzt;
als er den Sang erschwellen hört
da hebt er an sich anzustrengen:
Niemals so lang die Messe währte,
hielt je sein Leib zu tanzen an
noch je zu hüpfen oder springen,
solang bis er so kraftlos wurde,
daß seine Füß ihn nicht mehr trugen
und er sogar zur Erde stürzte;
so fiel er um vor lauter Müde.
Wie Fett ausquillt vom Fleisch am Spieße
quillt ihm der Schweiß von ob nach unten
heraus, vom Fuß auf bis zum Kopf.
„O Frau," macht er, „ich kann nicht mehr,
doch wahrlich, ich will wiederkommen."
Von Gluten scheint er ganz entflammt.
Hat seine Kleider aufgenommen:
als er bekleidet, stand er auf,
neigt sich dem Bild und geht so fort.
„Bei Gott," macht er, „viel süßes Lieb,
um Gott, o seid mir drum nicht böse,
denn so ich kann, so komm ich wieder,
zu jeder Stunde will ich euch

so dienen, wen es auch verdreußt,
wenns euch nur lieb und mir erlaubt."
Dann geht er äugend nach dem Bildnis:
„O Frau," macht er, „wie schad ists doch,
daß ich nicht all die Psalter weiß,
ich spräche sie ja gar zu gern
um eure Liebe, süße Fraue.
In euch befehl ich Leib und Seele."

*

Dies Leben führt er lange Zeit,
zu jeder Stunde ohn Bedingen
ging er wohl vor das Bildnis bringen
so seinen Dienst und Huldigung.
Denn über Maß behagt es ihm
und also gerne tat er es,
daß er kein Tag so müde war,
er hätt nicht seinen Wunsch getan,
die Mutter Gottes zu ergetzen:
Nie wollt er andre Spiele machen.
Wohl wußte man ganz sonder Zweifel,
daß er zur Krypta täglich ging,
jedoch kein Mensch auf Erden wußte,
nur Gott, was er da drunten triebe,
und wollts auch nicht um alles Gut
und alle Schätze dieser Welt,
daß einer wüßte um sein Treiben,
nur unser Herr Gott ganz allein.
Denn, glaubt er doch, sobald mans wüßte,
daß man ihn wohl von dannen jage
und wieder in die Welt ihn stoße,
die gar von Sünden überfließt,

wollt eher doch gestorben sein
als neu von Sünden angepackt.
Doch Gott der wußte um sein Meinen
und um sein inniglich Zerknirschen
und um die Lieb, für die ers tat,
wollt nicht verhehlen seine Tat:
so wills der Herr und stimmet bei,
auf daß das Werken seines Freundes
gekannt werd und geoffenbart,
um seiner Mutter, die er feiert,
und darum daß auch jeder wüßt
und Kunde nähm und es erkenne,
daß Gott gar keinen von sich weist,
der ihm in Lieb sich anvertraut
mit welchem Dienen es auch sei,
so er Gott liebt und rechtens tut.

*

Meint ihr vielleicht, daß Gott annehme
dies Dienen, so er ihn nicht liebte?
O nein, und möcht er endlos tanzen;
doch nahm ers an, weil er ihn liebte.
Nur zu! Gemüht und abgeschafft,
nur zu! Gefastet und gewacht,
nur zu! Geweinet und geschluchzt
und auch geseufzt und angebetet,
nur immer zu mit dem Kasteien,
so bei der Messe und der Mette,
und schenket weg, so viel ihr habt,
bezahlet alles, was ihr schuldig!
liebt ihr nicht Gott von ganzem Herzen,
ist all dies Guttun weggeworfen.

In solcher Weis, o hört mich gut,
taugt all dies nicht zum Seelenheil,
denn sonder Lieb und sonder Demut
ist alle Pein für nichts gezählt.
Nicht Gold noch Silber heischt der Herr,
nur echte Lieb im Menschenherzen;
und der liebt Gott ganz ohne Trügen:
Drum nahm auch Gott sein Dienen an.

*

So hielts der Brave lange Zeit.
Nicht kann ich euch die Jahre zählen,
die so der Brave fröhlich war,
doch bald kam er in groß Mißfallen.
Nämlich ein Mönch nahm ihn in acht,
ders ihm im Herzen sehr verargte,
daß er zu keiner Metten kam.
Daß wundert er sich, was der treibe,
und sagt, daß er nicht lassen werde
bis zu der Stunde, da er wisse,
welch Mensch er sei und wie er diene
und wie er sich sein Brot verdiene.

*

Der Mönch stellt ihm so lange nach,
folgt ihm so lang und lauert ihm,
bis daß er ihn ganz offen sah
und völlig seines Dienstes wirken,
so wie ichs euch geschildert habe.
„Traun,“ macht er, „der hat Maienzeit
und lustiger Spiel, will mich bedünken,
als alle wir zusammen haben.
Jetzt sind die andern in Gebeten

und bei der Arbeit im Gebäude,
und der da tanzt so voller Hoffart
als brächts ihm hundert Silbermark.
Der treibt da seine Kunst erklecklich
und zahlt uns so was er uns schuldet.
Das ist mir doch gar hübsche Sitte.
Wir singen ihm, er gaukelt uns;
wir zahlen ihm und er zahlt uns:
Wir weinen, er erheitert uns.
Säh ihn doch jetzo die Gemeine
so wie ichs tu: um solche Zusag
blieb ich in Fasten bis zur Nacht.
Wär hier doch keiner, denk ich mir,
der Lachen sich verhalten könnte,
ersähen sie solch Ungestüm
bei dem Kerl: bringt sich ja bald um,
wie er mit Tanzen sich hier abplagt
und kein Erbarmen mit sich hat.
Gott rechnes ihm zur Buße an,
tut er es doch ohn böses Sinnen,
ich halts ihm nicht zur Sünde an.
Tut er es doch, als wie ich glaube,
in guter Treu nach seiner Einfalt,
will er doch nimmer müßig sein."
Das sah der Mönch mit eignen Augen
zu allen Stunden wohl des Tags,
womit er wirkt so ohne Rast:
Hat drum viel Lachen und viel Weinen,
denn er hegt darum Freud und Mitleid.

*

Zum Abte geht er und erzählts,
von ob nach unten zählt er auf,
also wie ihr es schon gehört.
Der Abt ist eilig aufgestanden
und sagt zum Mönch: Du halt den Mund
und bring ihn nimmer ins Gerede,
bei deinem Gottgelübd gebiet ichs:
und halte wohl auf dies Gebot,
zu mir nur darfst du davon sprechen.
Wir wollen ihn zu zwein betrachten,
so sehn wir, was es mit ihm ist,
wir wollen flehn zum Himmelskönig
und seiner süßen Gnadenmutter,
die also köstlich ist und licht,
daß sie um ihrer Süße bitte
den Sohn, den Vater und den Herrn,
auf daß er heut mich schauen lasse
dies Werken, so es ihm genehm,
daß Gott drum tiefer nur geliebt sei,
der Brave aber nicht getadelt,
wenn er dran hat ein Wohlgefallen."
Dann gehen sie behutsam hin,
verstecken sich dann ohn Versäumen
dem Altar nah im Seitengang,
daß der sich ihrer nicht versieht.
Der Abt mitsamt dem Mönch betrachtet
das ganze Amt des Laienbruders,
die Sprüng, die er so weislich macht'
und auch das Laufen und das Tanzen,
das sich Verneigen vor dem Bild,
und auch das Hupfen und das Springen,

solang bis er ohn Kräften war.
Er plagt sich ab in solche Müde,
daß er zu Boden stürzen muß.
Da saß er dann ganz abgemattet
und ganz im Schweiß von seiner Mühe,
so daß der Schweiß herniedertroff
wohl abwärts mitten in die Krypta.
Doch kurzer Weil, in kleiner Frist
bringt seine süße Frau ihm Hülfe,
der er gedient ganz ohne Trügen,
trug weise Hülfe seiner Not.

*

Der Abt schaut hin ganz sonder Ahnen:
Sah vom Gewölb herniederschweben
so glorreich eine heilige Frau,
wie sie so köstlich keiner sah
noch je so wunderbar geschmückt,
so schön war keine auf der Erden:
Die Kleider sind vieltausend reich
an Gold und teuren Edelsteinen;
und mit ihr waren ihre Engel
vom Himmel her und die Erzengel,
die schweben um den Spielmann her
und trösten ihn und stützen ihn.
Wie sie sich dann um ihn gereiht,
zog tiefer Frieden in sein Herz:
Dann schicken sie sich ihm zu dienen,
weil sie ihm wiederlohnen wollten
den Dienst, so er der Fraue tat,
die ist ein hehrer Edelstein:
die süße, gütige Königin

sie hielt ein blankes, weißes Tuch
und fächelt damit ihrem Spielmann
so süß und sanft vor dem Altar.
Die gütige Frau voll aller Hulden,
sie fächelt ihm zu seiner Kühlung
den Hals, den Leib und das Gesicht:
Wohl müht sie sich, ihm aufzuhelfen;
ganz hingegeben tuts die Fraue.
Der gute Mensch gibt des nicht acht,
hat er doch gar kein Sicht noch Wissen,
daß er so schön Gesellschaft hat.

*

Die Engel ehren ihn gar sehr,
ohn daß sie länger bei ihm säumten,
die Fraue nimmt nicht länger Rast,
sie segnet ihn von Gott und schwindet,
die heiligen Engel leiten sie,
die über Maßen sich ergetzen
auf den Gesellen hinzuschaun;
und harren fürder nur der Stunde,
da Gott ihn hebt aus diesem Leben
und sie sein Seel errettet hätten.
Dies sah der Abt in allem Ziemen
und auch sein Mönch wohl an vier Mal;
denn jede Stunde widerkams,
daß dort die Mutter Gottes kam
um ihrem Menschen Hülf zu bringen;
den Ihren weiß sie beizuspringen.
Des hat der Abt gar große Freude,
es hatte ihn doch stark gelüstet
davon die Wahrheit zu erfahren.

Doch nun hat Gott ihm selbst gezeigt,
daß ihm der Dienst ein Wohlgefallen,
den ihm sein armer Mensch getan.
Der Mönch war darob ganz bestürzt,
in Angst erglühte er wie Feuer.
Zum Abte sagt er: „Gnade Herr!
das ist ein Heiliger, den ich sah.
Hab ich ihm Schlimmes nachgesagt,
ists billig, daß mein Leib es büße.
Beschwert mich drum mit Sühn und Buße,
denn er ist gut, ganz ohne Frage.
Wir haben alles wohl vernommen
und sollens nie getrogen sein."
Sagte der Abt: „Da sprecht ihr wahr.
Gott hat es uns wohl wissen lassen,
daß er ihn liebt mit zarter Liebe.
Doch dir gebiet ich ohn Verweilen
und in Gehorsams steter Kraft,
auf daß du nicht in Straf verfällst,
sollst du zu keinem Menschen reden
von dem, was du gesehen hast,
wenn nicht zu Gott selbst und zu mir."
„Herr," macht er, „so gelob ichs dirs."
Nach diesen Worten kehren sie,
verweilen nimmer im Gewölbe,
und auch der Gute säumte nicht,
zog seine Kleider wieder an:
als er sein ganzes Amt getan,
ergeht er sich so froh im Kloster.

*

Und also ging und kam die Zeit,
bis kurz darauf es widerkam,
daß unser Abt nach jenem schickte,
der also voller Gnaden war.
Als er gehört, daß man ihn riefe
und daß der Abt nach ihm verlange,
da ward sein Herz so voll von Leid,
wußt er doch nicht, wie ihn bestehen.
„O weh," macht er, „verraten bin ich,
nun bleibt mir kein Verdruß erspart,
noch manche Pein und große Schande,
denn nimmer ist mein Dienst von Nutze.
Glaub nicht mehr, daß er Gott genehm;
Ach weh! Vielleicht mißfällts ihm gar,
denn jetzt eröffnet er die Wahrheit.
Ja, dacht ich denn, daß solches Werken,
wie ich es trieb, und solches Spiel
dem Herre Gott gefallen müßten?
Nein, nein, die sind ihm nicht genehm.
O weh, ich tat fürwahr nicht gut.
Was soll ich tun? Was soll ich sagen?
Du lieber Gott, was wird aus mir?
Ich werd getötet und entehrt,
ich werde von hier ausgestoßen,
ich werd zur Zielschreib rückgesetzt
draus in der Welt, der großen Sünde.
O süße heilige Frau Maria,
wie ist mein Sinn so ganz verloren!
Nicht weiß ich, wie mich recht beraten.
O Fraue, kommt zu meiner Hülfe!
Du lieber Gott, so hilf mir doch!

O zögere nicht, o zaudere nicht
und führe deine Mutter mit,
um Gott, o komm nicht ohne sie;
kommt beide her zu meiner Hülfe,
ich kann ja doch nicht für mich sprechen.
Geschwinde wird man mir da sagen,
beim ersten Wort schon: Pack dich fort!
Ich Armer! Was kann ich erwidern,
da ich doch kein Wort reden kann?
Was nützt mir all das? Gehen muß ich."
Und weinend kommt er vor den Abt,
mit Tränen netzt er sein Gesicht,
sinkt weinend vor ihm in die Knie:
„O Herr! Um Gottes willen! Gnade!
Ach wollt ihr mich von hier verjagen?
O sprecht, und was ihr mir gebietet,
das will ich tun und was ihr wollt."
Da sagt der Abt: „Ich will nur wissen
und will, daß du mir Wahres sagst.
Bist hier recht lange Frist gewesen,
in Winterszeit und Sommerszeit,
nun will ich wissen, wie du dienst
und wie du dir dein Brot verdienst."
„O weh!" sagt der „ich wußt gar gut,
bald würd ich auf die Straß gesetzt;
so man erst wüßte um mein Treiben,
gäbs hier für mich nichts mehr zu tun.
O Herr," macht er, „ich geh schon fort:
Bös bin ich, böse werd ich sein,
nie tat ich Gutes eine Krume."
Sagt da der Abt: „Das sag ich nimmer,

vielmehr ersuch ich dich und bitte,
hernach gebiete ich es dir,
wohl in Gehorsams steter Kraft,
daß du mir all dein Heimlichkeiten
erzählst und auch mit welcher Kunst
du uns belohnst in unserm Kloster."
„O Herr, zu Tod habt ihr getroffen!
Wie dies Gebot mich arg beklemmt!"
Erzählt ihm, fiel es ihm auch schwer,
sein Leben ganz von ob nach unten,
läßt ihn kein Sterbenswörtlein reden,
sagt alles her in einem Zug,
so wie ichs euch beschrieben habe.
Hat alles ihm gesagt, erzählt,
die Händ gefaltet und in Weinen,
küßt ihm die Füße voller Schluchzen.
Der heilige Abt neigt sich zu ihm,
hebt ihn empor in vielem Weinen,
hat beide Augen ihm geküßt:
„O Bruder," sagt er, „schweige nun,
ich halt dich dessen wohl versichert,
gehörst zu unserer Gemeine.
Gott gebs, daß wir zu dir gehören,
so können wir um unsre dienen.
Wir, ich und du, sind gute Freunde.
Viellieber Bruder, bet für mich
und ich will wieder für dich beten.
Dann bitt ich dich, mein lieber Freund,
und ich gebiete, ohne Trügen,
auf daß du immer deinen Dienst
versiehst, als wie du bislang tatest,

und besser noch, so du es kannst."
„O Herr," macht der, „ist das auch wahr?"
„Ja," sagt der Abt, „gewißlich wahr."
Um heiliger Buße schwere Last
dürft er nicht fürder Zweifel hegen;
des ward der Gute also fröhlich,
/ denn so vermeldet uns das Lied /
daß er kaum wußt, wie ihm geschah:
Ohn Kräften mußt er niedersitzen;
und Bleiche überkam ihn ganz.
Als ihm sein Herz war wiederkommen,
da hüpft es ihm vor Lust im Leib
so hoch, daß Übel ihn befällt,
woran er bald schon sterben sollte.
Doch ganz und gar in sanftem Mute
tat er sein Dienen ohne Säumen,
frühmorgens, abends, Nacht und Tag,
so daß er keine Stund verlor,
bis damals just als er erkrankte.
So jähe Krankheit faßt ihn da,
daß er das Bett nicht lassen konnte.
Da ward ihm übermaßen weh
darob, daß er sein Zins nicht zahlte.
Das wahrlich peinigte ihn mehr,
als daß er je sein Krankheit klagte,
doch stand er da gar sehr in Bangen,
daß er wohl seine Buß verlöre,
darum, daß er sich nimmer mühe
mit jener Arbeit, die er pflegte:
Deucht ihm zu großer Müßiggang.
Der Gute, der so ohne Fehle,

bat Gott, daß er ihn zu sich nehme,
eh er am Nichtstun Schaden nähme.
War es ihm doch ein herber Schmerz,
daß männiglich sein Treiben kenne,
sein Herz ertrug es nimmermehr.
Der heilige Abt zeigt ihm viel Ehr,
er und sein Mönch gehn jede Stunde
vor seinem Bette ihm zu singen:
der hatte des so tief Ergetzen,
was sie von unserm Herr Gott sangen,
daß er nicht Ponthieu dafür nähme,
so einer mit ihm tauschen wollte.
So wars ihm lieb dem Sang zu lauschen.
Ging wohl zur Beicht und Seelenbuße,
doch stand er allerweg in Bangen.
Was wiegt das alles schon? Am End
Muß er zum Sterben sich bequemen.
Der Abt war da und alle Mönche,
manch Priester und Kanonikus,
die schaun ihn voller Demut an.
Und sahen da ganz offenbar
ein wunderherrliches Mirakel.
Denn alle sahn mit eignen Augen,
daß Engel seinem Sterben nahten,
Erzengel und die Mutter Gottes,
die haben sich um ihn gereiht.
Genüber sind die Rasenden,
die Feinde und die Teufelsbrut,
Sein Seel zu packen, ohne Lügen.
Die haben doch umsonst geharrt
und so gedrängt und so getrachtet.

Sein Seel wird ihnen nicht zuteil.
In solchem scheidet seine Seele
vom Leibe fort, nimmt des nicht Schaden,
die Mutter Gottes nimmt sie auf;
die heiligen Engel, die da weilen
lobsingen froh und schweben fort
und tragen sie zum Himmel hin:
dies schaute einig die Gemeine
und all die andern, so dort weilten.
Jetzt wußten alle und erkannten,
daß Gott nicht länger hehlen wollte,
die Liebe seines guten Knechts,
Jetzt wollte er, daß jeder wüßte
sein gutes Werk und es erkännte.
Baß hatten sie da Freud und Wunders!
Dem Leib erzeigen sie groß Ehr,
sie tragen ihn zu ihrem Münster
und halten festlich Gottesdienst.
Ist keiner, der nicht säng und läse
im Chore drin des großen Doms.
Begruben ihn mit vielen Ehren
und sahn ihn an als heiligen Leib.
Dann meldet ihnen offenkundig
der Abt, wie all dies zugegangen
mit ihm und seinem ganzen Leben
und was er in der Krypta sah,
ganz so, wie ihr es schon gehört.
Gar willig lauscht ihm die Gemeine:
„Wahr ists," sagt sie, „und glaubenswert:
des soll euch niemand Glauben leugnen,
die Wahrheit selbst bezeugt es ja.

Wohl ists bewiesen zum Exempel;
hier ist kein Leugnen je mehr ziemlich,
daß er die Buß geleistet hat."
Des freuen sie sich miteinander.
So kams zu Ende mit dem Spielmann.
Zum Heile tanzte er und diente,
denn hohe Ehre lohnte ihm,
dergleichen nimmermehr sich findet.
Die heiligen Väter selbst erzählen,
daß sos dem Spielmann widerkam.
Flehn wir zu Gott, das ist das beste,
daß er uns geb so guten Dienst
auf daß wir seine Lieb gewännen.
Explicit das Lied vom Tänzer.
Hier endet die Weise vom Tänzer
Unserer Lieben Frau.





Nachwort zur Übertragung der Legende

Diese Übertragung hat sich mit strenger Genauigkeit an die originale Textgestalt gehalten. Der Übersetzer fühlte sich verpflichtet, in jeder Form die Treue zu bewahren. Der Aufbau der Legende ist episch so kunstvoll und bei aller Einfachheit so farbenreich und feingegliedert, daß jedes Ausmerzen als ein gröbliches Verflachen der langsam schwebenden Eindringlichkeit verworfen wurde. Das altfranzösische Achtsilbenmaß, das in den alten Verslegenden übliche Prinzip der Rhythmik, wurde ersetzt durch vierfüßige Jamben. Sie kommen — trotz der Wortakzentuierung, welche unsere Sprache der rhythmischen Betonung der französischen gegenüberstellt — dem alten Versmaß innerlich und äußerlich am nächsten. Sollte der Stilcharakter des Originals gewahrt bleiben, so schloß sich bei solch kurzen Versen eine fortwährende Verwendung des Reimes von vornherein aus. Denn eine durchgehende paarweise Reimung, wie sie das gesungene

altfranzösische Original aufweist, würde im Deutschen auf die Dauer zum ermüdenden Einerlei gleichförmigen Singsangs entarten. Aus Gründen der vokalischen Einstimmung empfahl sich an dessen Statt die Verwendung von starken lautlichen Anklängen und Stabreimen zur Unterstützung des einfachen Rhythmus. Von Zeit zu Zeit, an besonders eindringlichen Stellen, wurde ein Reimpaar ausgespielt, zumal wenn das Original selbst durch Wiederkehr des gleichen Wortes im Reim (servir — deservir, mestier — mestier, fait — fait usw.) deutliche Handhabe geboten hat.

Als Grundsatz dieser Übertragung galt: Ehrfürchtiges Nachzeichnen der sprachlichen Kontur und die Erhaltung des alten Kolorits des Originals in einer von verwandtem Klang getragenen und rhythmisch straff gerüsteten Verdeutschung.

Solches Prinzip der Übertragung stellt diese neue Fassung der Legende in Gegensatz zu den bisherigen Versuchen, den Text in unserer Sprache einzukleiden: Wilhelm Hertz hat in seinem Spielmannsbuch (Stuttgart 1886, S. 210—217) die erste Übersetzung unternommen. Er hat den Text so wesentlich gekürzt, daß seine Fassung das Original kaum mehr erkennen läßt. Er wollte die „Redseligkeit" des alten Dichters durch eine knappe Drängung der Fabel bannen, die nur die Höhepunkte der Erzählung stark betont. Er hat dabei vollkommen übersehen, daß eben in dem Plauderspiel der Arabeske der eigentliche Reiz der Dichtung ruht und daß man das ornamentale Überquellen nicht ohne die Gefahr, das Dichtwerk zu ernüchtern, zusammenschieben oder stauen darf. Das allzu flüssige Verrinnen seiner Reime, auf jene weich melodisierte Leyer Paul Heyses sänftlich eingestimmt, verwandelt das mit tektonischer Gewichtigkeit erbaute Epos der Legende in eine fromme Versnovelle.

Eine Prosafassung der Dichtung bot in jüngster Zeit Severin Rüttgers in seinen Altfranzösischen Marienlegenden (Inselbücherei Nr. 145). Um ganz den alten Ton zu treffen, beliebte er das altpicardische Marienlob in einen altdeutschtümelnden Sermon zu übertragen. Wir wollen eben nicht behaupten, daß die Durchsichtigkeit des Originals durch diese Butzen-

scheibenbleiverglasung im deutschen Texte widerscheine, zumal man allzu-schnell erkennt, daß diese gotisierende Verbrämung und mancher Schnörkel seiner eignen Muse häufig die philologische Verlegenheit vor dem sprachlich nicht leichten Original in ihrem Dämmerraunen birgt.

Demgegenüber galt dem Übertrager, die altfranzösische Legende echt und unverfälscht, ohne Verminderung und ohne Zutat, der ungeschminkten Sprache unserer Zeit anheimzugeben, dessen gewiß, daß diese Dichtung innerlich noch so lebendig ist, daß sie archaisierenden Gepränges nicht bedarf. In dieser Treue zu dem ursprünglichen Wort der Dichtung sammelt sich Anspruch und Bescheidung dieser neuen Übertragung.

C. S. G.

*

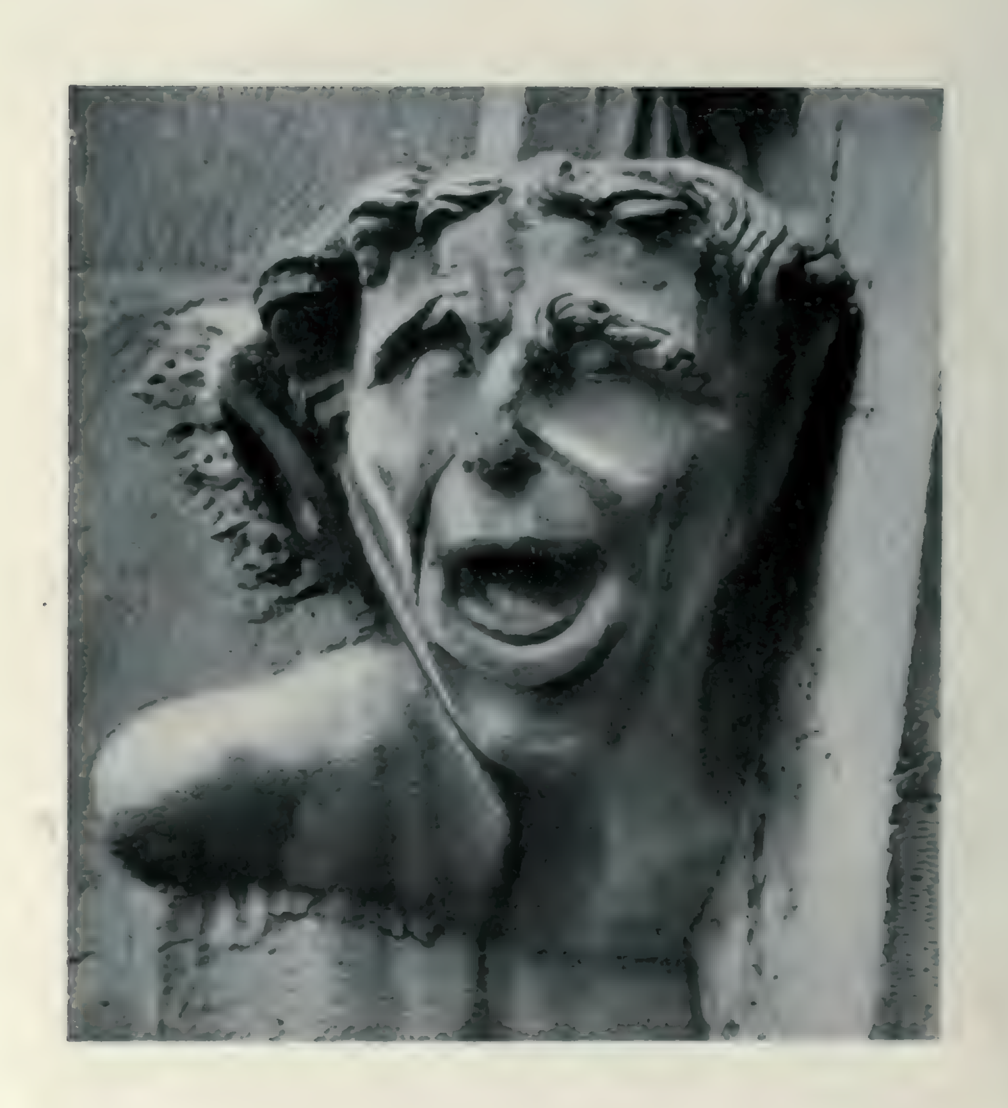
Die Masken von Rheims

in zweiunddreißig Abbildungen







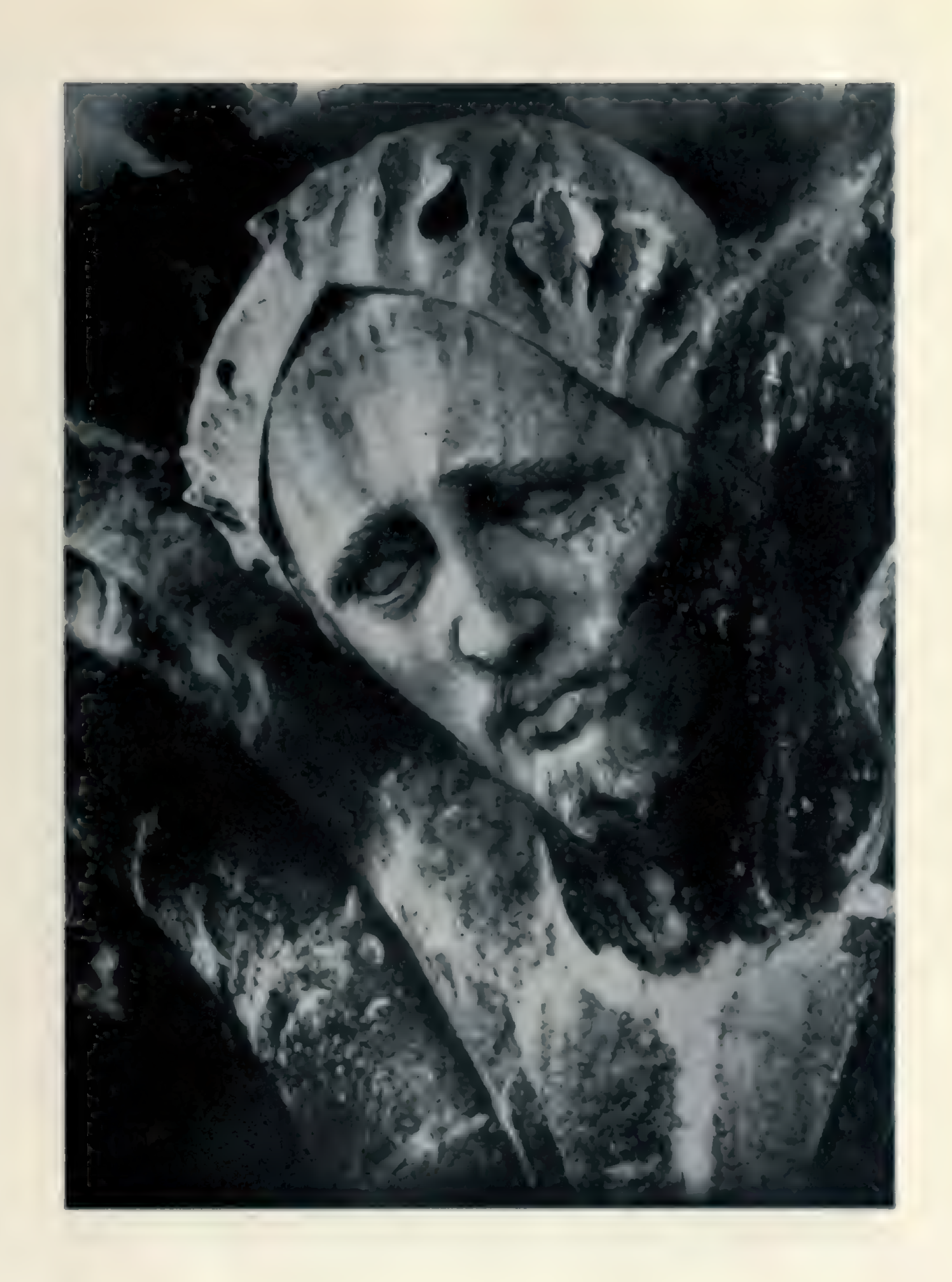


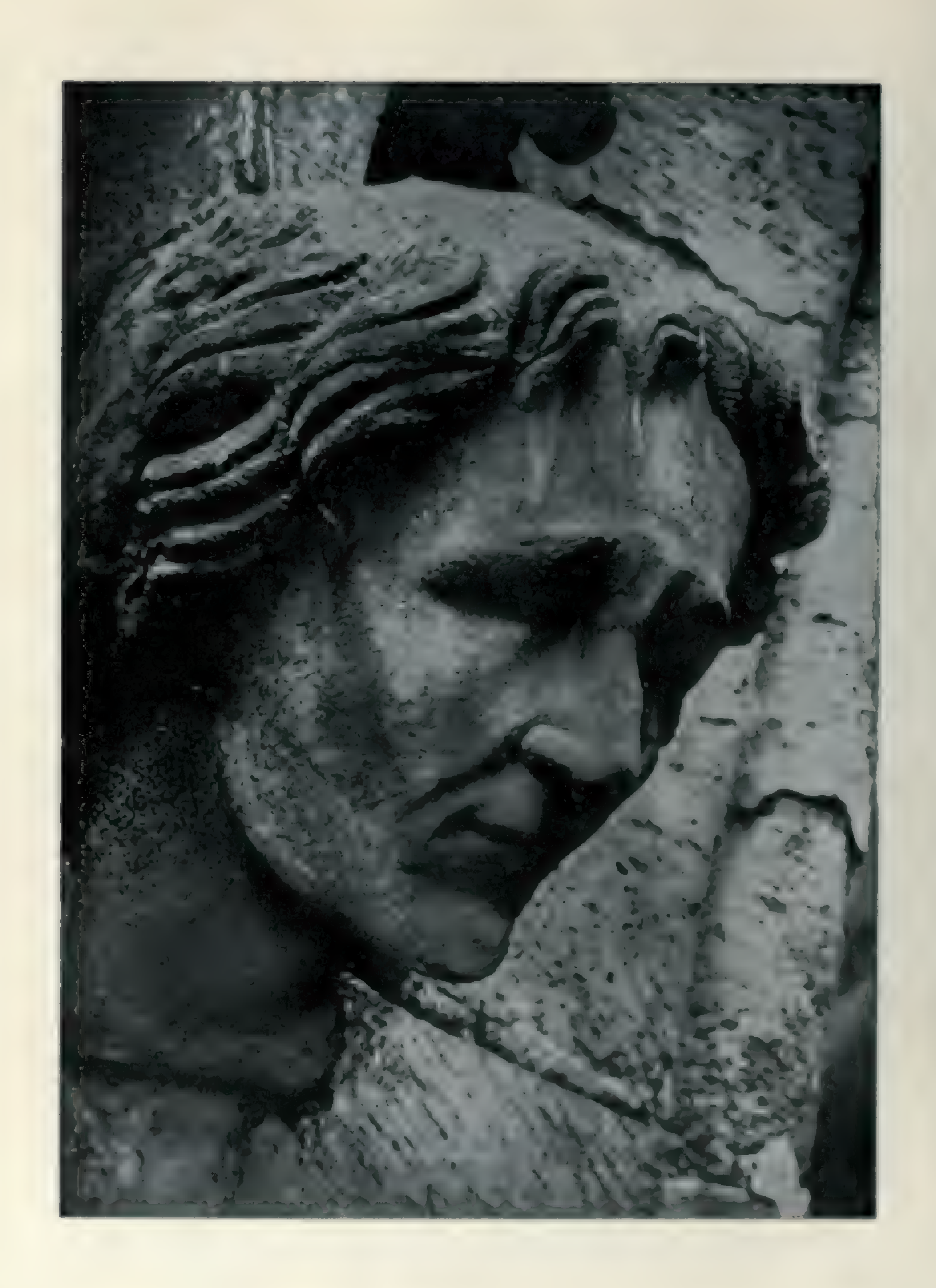




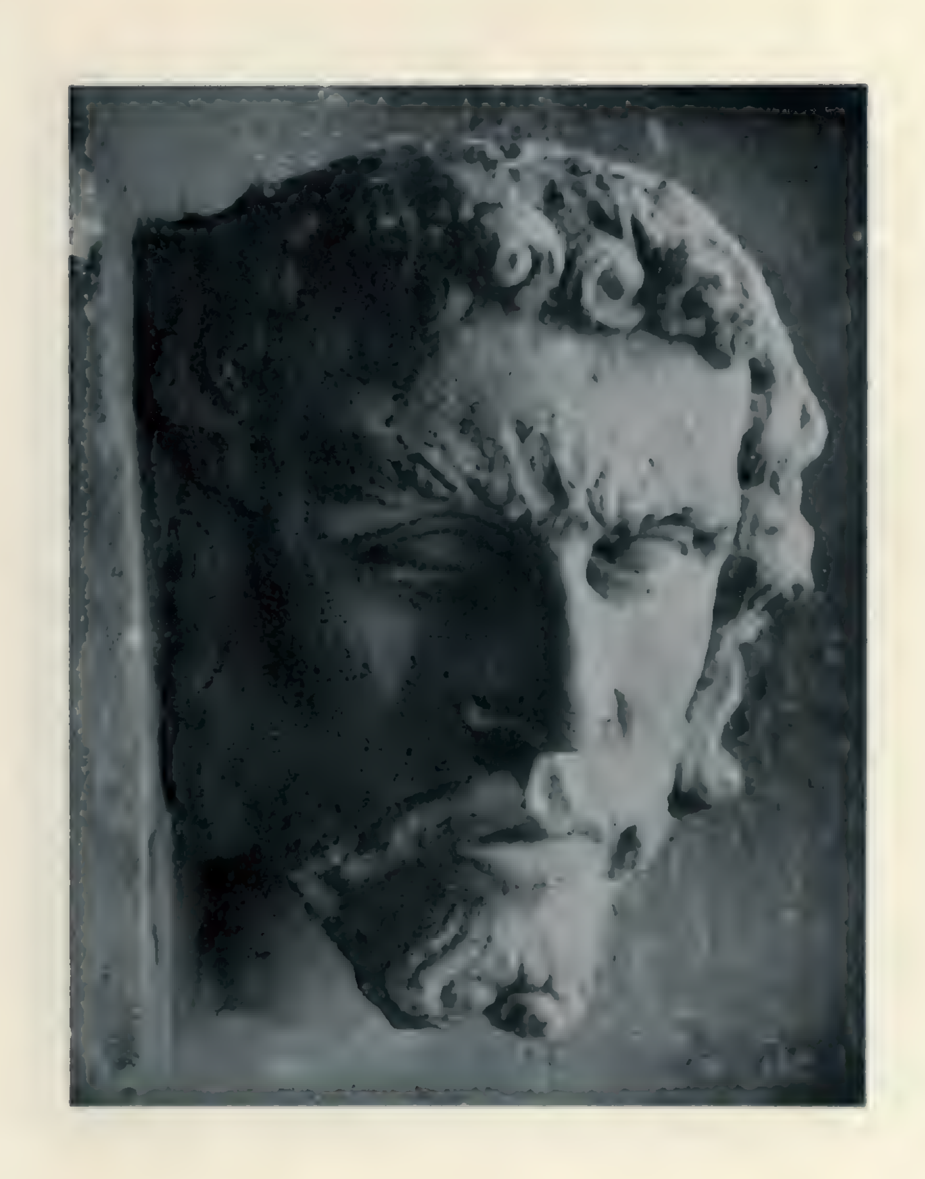








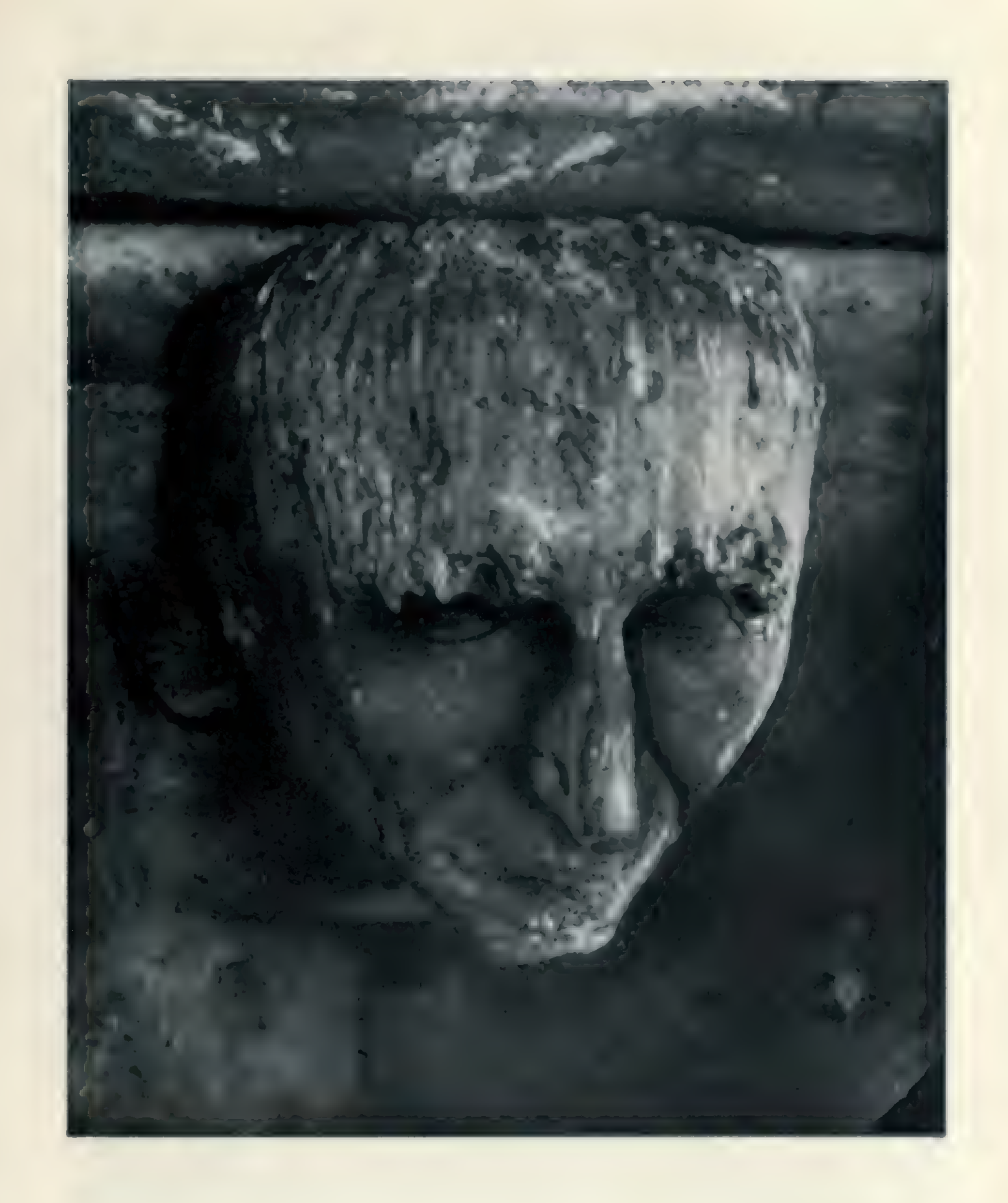
X



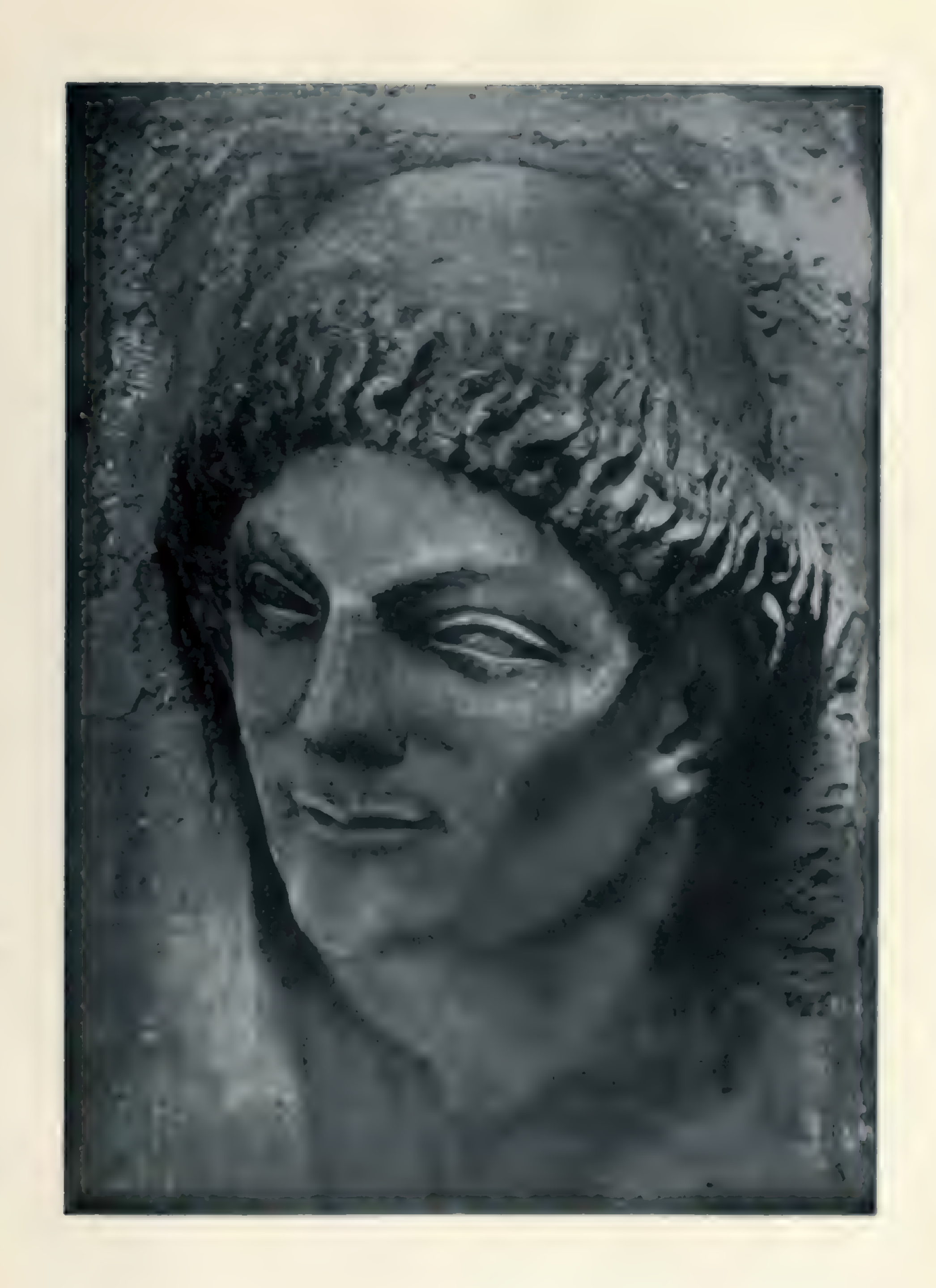
y



III



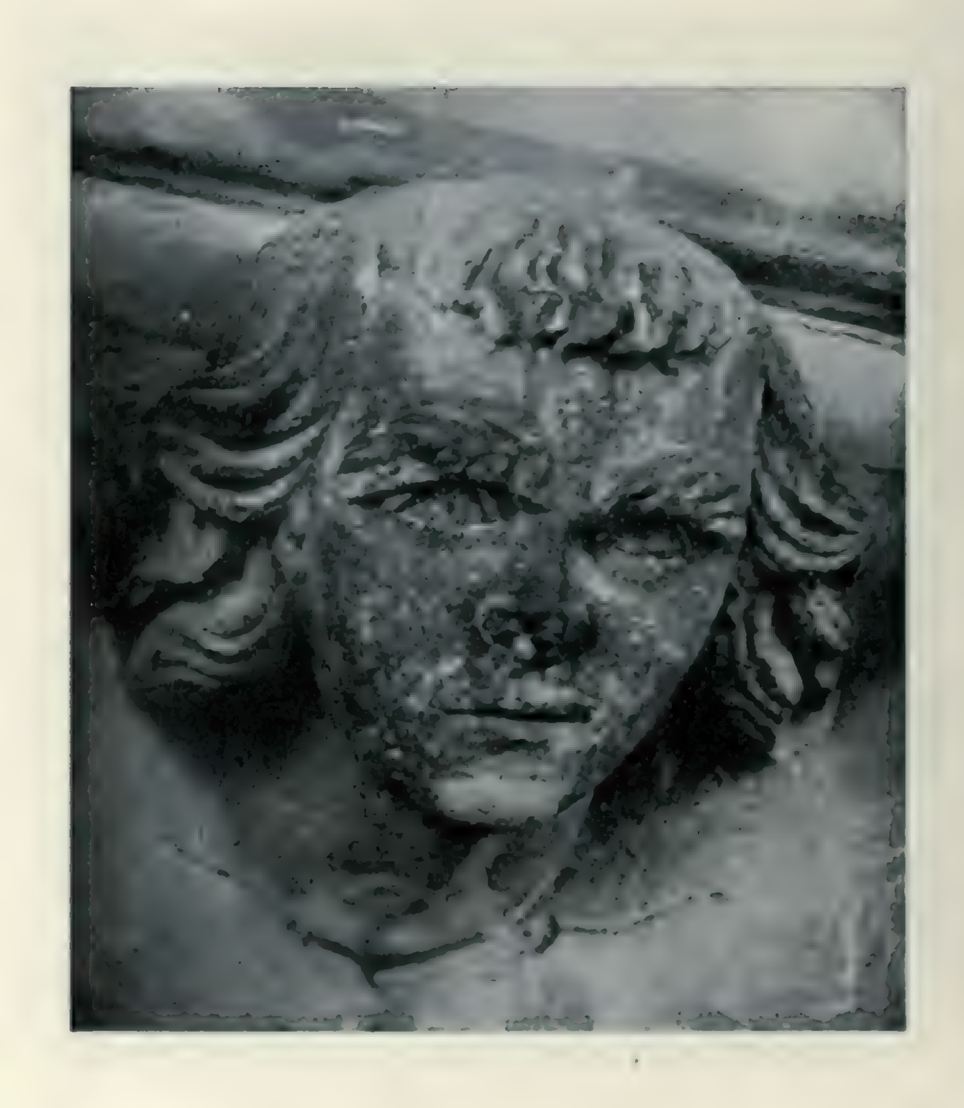




13











III

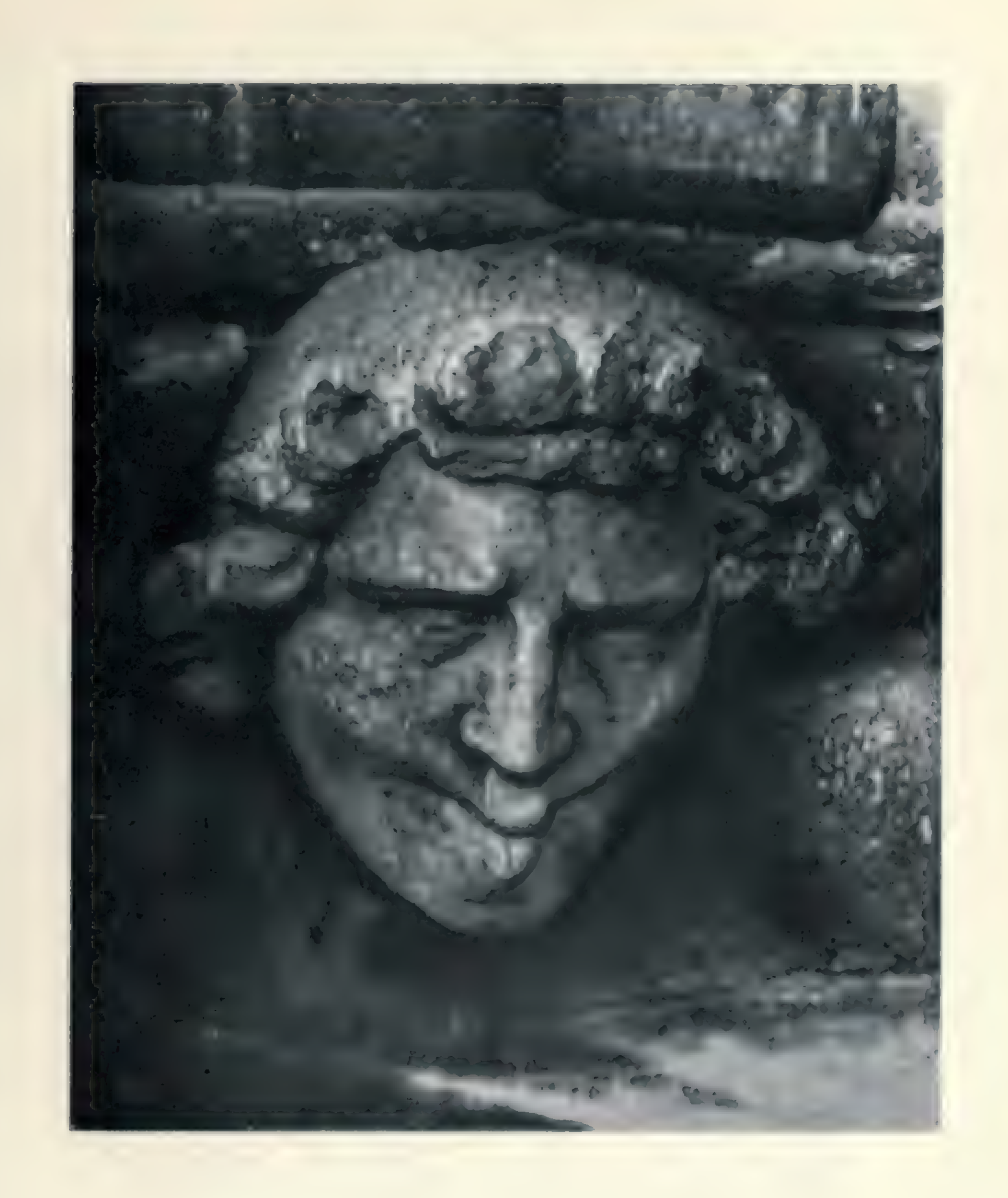




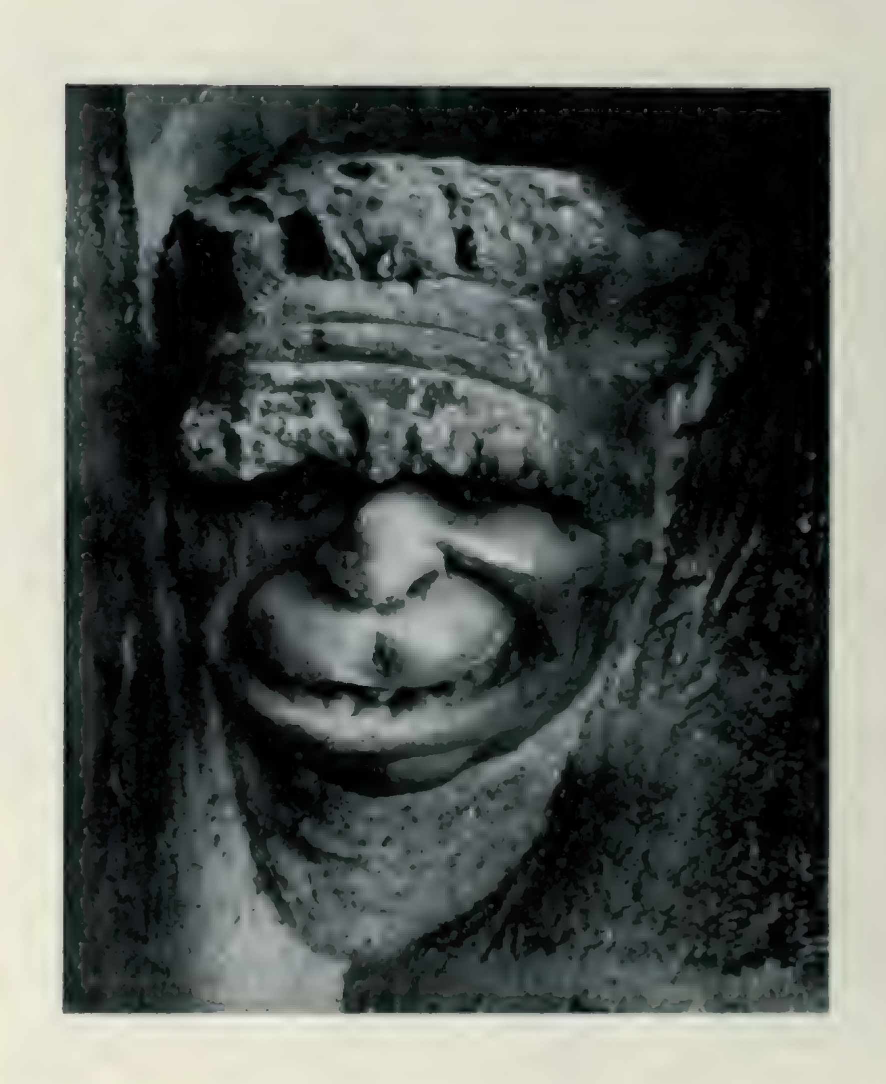
211







25



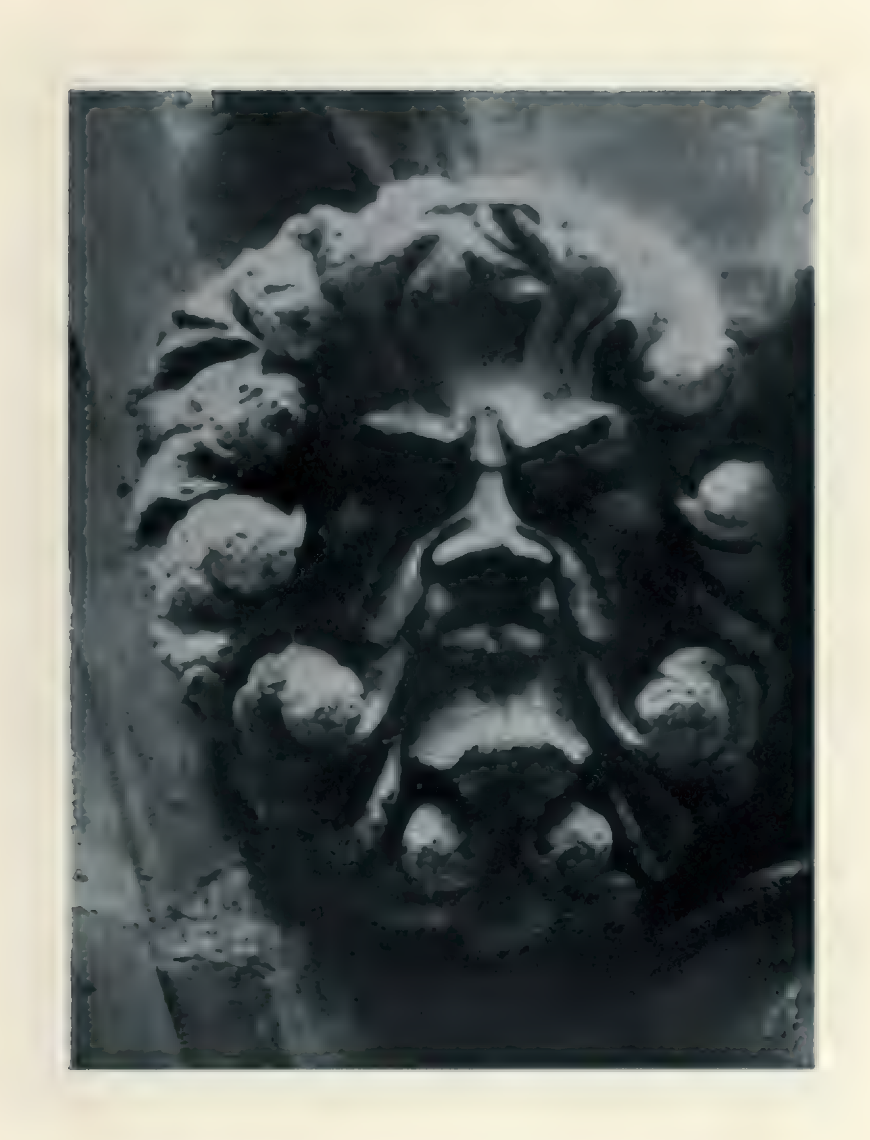






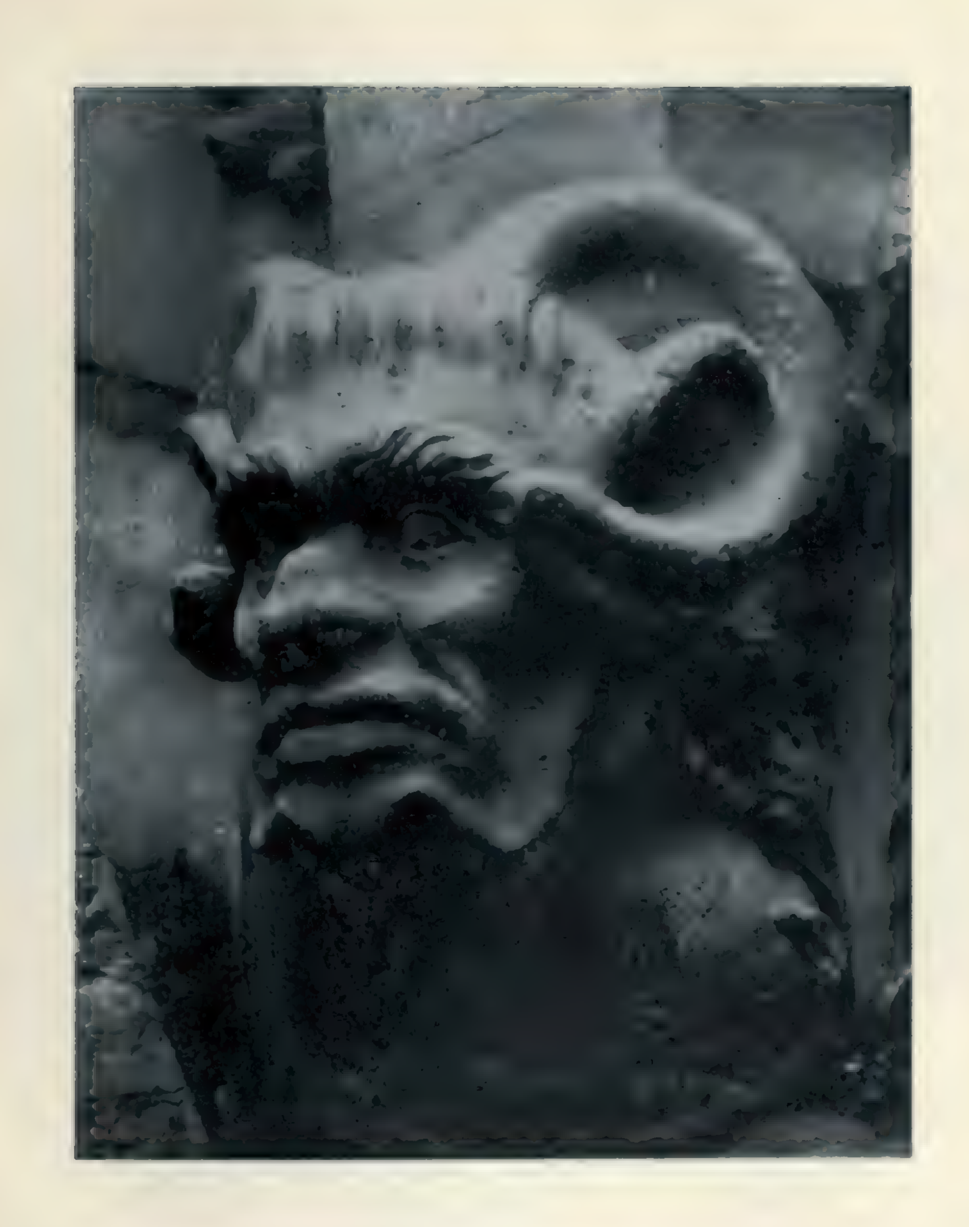


211



29







Bibliographisches Nachwort

Die erste Veröffentlichung des Legendentextes geschah durch Wendelin Förster. Ihr liegt eine aus dem Jahr 1268 stammende Pariser Handschrift zugrunde. Dieser in der Zeitschrift Romania II, 1873, S. 315 ff. unter dem Titel: „Del Tumbeor Nostre Dame“ publizierte Text hat im wesentlichen bis heute seine grundlegende Bedeutung behalten. — Hermann Wächter, der in Vollmöllers Romanischen Forschungen XI, 1899, S. 223 ff. auf fünf verschiedene Handschriften gestützt, den Text der Legende neu emendiert und mit einer literarhistorischen Einführung ausgestattet hat, geht über Försters Textgestaltung kaum hinaus. — Neuerdings hat Erhard Lommatzsch im Rahmen seiner Romanischen Texte (Berlin 1920) eine handliche Ausgabe der Dichtung geboten, die dank einer gründlich unterrichtenden Einleitung und eines reichhaltigen Glossars auch Laien, die das Original zu lesen wünschen, mit zureichender Anleitung entgegenkommt. — Über die Spielleute im französischen Mittelalter unterrichtet die Monographie Edmond Farals: Les jongleurs en France au moyen âge, Paris 1910, wo S. 157 Anm. 2 des „Tanzers“ im besonderen gedacht wird. Die Marienlegende im allgemeinen behandeln: A. Mussafia, Studien zu den mittelalterlichen Marienlegenden, Wien 1887–1898 (Sitzungsberichte der Wiener Akademie der Wissenschaften Band 113, 115, 119, 123, 129); ferner H. Günter, Die christliche Legende des Abendlandes, Heidelberg 1910.

Nachweis der Abbildungen dieses Buches

Die Zeichnungen im Text entnahmen wir dem denkwürdigen Skizzenbuch des Dombaumeisters Villard de Honnecourt, eines Picarden aus dem dreizehnten Jahrhundert, welcher auf weitläufigen Reisen in Heimat und Fremde mannigfache Dome in ihrem Grundriß, ihrer Konstruktion und vielen Einzelheiten ihres architekturalen oder bildnerischen Schmuckes zeichnete. Zur Mitte des vergangenen Jahrhunderts hat J. B. A. Lassus eine mit reichem Kommentar begleitete, faksimilierte Neuausgabe des „Album de Villard de Honnecourt architecte du XIII siècle“ vorbereitet, die aber erst nach dessen Tod, von Alfred Darcel redigiert, erschienen ist. Die Tafeln dieser Ausgabe von 1858 liegen den Wiedergaben dieses Buches zugrunde.

Seite 5. Der Ringer (Lassus, Tafel XXVII).
„Der Gegenstand des Bildes kommt unverändert in einer Sockelfüllung des Lausanner Chorgestühles vor.“ (Lassus S. 113.)

Seite 15. Der Kniende (Lassus, Tafel XLV).
„Diese Figur muß eine Studie zu einem Jünger auf dem Ölberg sein.“ (Lassus S. 177.)

Seite 39. Der Hingestreckte (Lassus, Tafel XXXII).
„Ce est un imaie Deu si cume il est cheus“ (Villards eigenhändige Bezeichnung), demnach ein Bild des unterm Kreuze gefallenen Christus.

Seite 40. Die Würfelspieler (Lassus, Tafel XVI).

Seite 43. Der Männerkopf (Lassus, Tafel XXXIV).

Die Maskenköpfe in dem Tafelteil sind Wiedergaben ausgewählter Blätter der beiden großen Kathedralenwerke: Album de la Cathédrale de Reims. Recueil de 300 planches en phototypie représentant environ 500 sujets de la Cathédrale de Reims, étudiée dans son ensemble et ses détails. Ponsin-

Bruart, Éditeur, Reims 1899, und: La Cathédrale de Reims. Architecture et sculpture. Introduction et notices par Paul Vitry. Paris, Librairie des beaux arts.

Dem dreibändigen Werke Ponsin-Bruarts entstammen folgende Abbildungen:

Tafel	Bruart	Tafel	Bruart
2	177	17	155
3	230	24	229
9	237	30	178
16	136	32	158.

Dem zweiten Tafelbild von Vitrys mustergültiger Monumentalausgabe verdanken wir die Vorlagen der übrigen Reproduktionen.

Tafel	Vitry	Tafel	Vitry	Tafel	Vitry	Tafel	Vitry
1	87	10	81	18	88	25	88
4	88	11	82	19	80	26	89
5	[illegible]	12	87	20	80	27	89
6	79	13	86	21	90	28	[illegible]
7	79	14	[illegible]	22	85	29	89
8	86	15	80	23	83	31	90.

Die Maske unseres Umschlagbildes wurde als Nummer 186 in Vitrys 2. Tafelbande publiziert.

Druck: C. F. Müllersche Hofbuchhandlung m. b. H., Karlsruhe

Die Komische Bibliothek

In dieser Sammlung sind bis jetzt erschienen:

Die drollatischen Träume des Pantagruel

Herausgegeben von Wilhelm Fraenger

Ein Holzschnitt-Fratzenbuch mit 120 Bildern und einem kräftigen Prolog Johannes Fischarts

Geh. 25 M., geb. 32 M. (in der Schweiz geh. Fr. 3.50, geb. Fr. 4.50)

Bald nach dem Tode von Franz Rabelais erschien ein toll groteskes Fratzenbuch: „Les songes drolatiques de Pantagruel", das 120 Holzschnitte vereinigt. Die abenteuerliche Phantasie der Bosch und Breughel stand der Schalkslaune des Zeichners zu Gevatter. Lange galt dies Buch als eine eigenhändige Schöpfung Rabelais', als eine graphische Version des riesenmächtigen Romans von dem Gargantua und dem Pantagruel. Wenn heute auch der Glaube an dessen Autorschaft unhaltbar wurde, so besitzt dieses Werk — von seinem künstlerischen Eigenwert ganz abgesehen — doch seine einzigartige Bedeutung, indem es uns unmittelbar in die Anschauungswelt des Großmeisters grotesker Komik einführt. Der deutsche Rabelais, Johannes Fischart, hat dem Bilderbuch, das wahrscheinlich in seiner nächsten Nähe, im alten Straßburg selbst entstanden ist, eine ergötzliche Beschreibung zugewidmet, welche als Einleitung unserer faksimilierten Neuausgabe dient.

Callots Neueingerichtetes Zwergenkabinett

Herausgegeben von Wilhelm Fraenger

Faksimilierte Neuausgabe mit 50 Kupferstichen in groteskem Rahmen • Format 25 : 32 cm

Geh. 38 M., geb. 45 M.

Im Jahre 1716 erschien bei Wilhelmus Koning zu Amsterdam ein ergötzliches Bilderbuch. Unter dem Titel: „Il Calloto resuscitato oder Neueingerichtes Zwerchen-Cabinett" eröffnet es ein komisches Panoptikum von fünfzig höchst burlesken Narren. Jeweils erklärt ein kauderwelscher Reim das drollige Gebaren der Figuren. Das Werk gibt eine freie Paraphrase des „Gobbi"-Themas des berühmten Callot. Der Zeichner dieses originellen Buches ist Elias Baeck (1680–1747), ein augsburgischer Kupferstecher. Die Altmeißener Porzellanmanufaktur hat dieses Zwergenkabinett berühmt gemacht, indem sie eine ganze Reihe der Figuren plastisch formte. Die Eulenspiegelei des Gnomenbuches ist eines jener seltenen Dokumente für die Karikatur des Rokoko, ein schnörkelreiches und kokettes Kuriosum.

Wilhelm Fraenger

Der Bildermann von Zizenhausen

Mit 109 Abbildungen, darunter 6 farbigen

Geh. 45 M., geb. 52 M. (in der Schweiz geh. Fr. 6.—, geb. Fr. 7.50)

Das Buch ist eine kunstgeschichtliche Idylle vom Bodensee. In volkstümlich anschaulichem Erzählerton berichtet es von einer Bauernkunst, den ehemals weitbekannten Zizenhausener Terrakotten. Die vormärzlich burlesken Bildnereien wirken wie plastische Illustrationen zu dem alemannischen Volksbuch, dem „Schatzkästlein" von Peter Hebel. Zugleich tragen sie einen Abglanz hoher Kunst, denn ihre Vorlagen stammen von namhaften Meistern: Callot, Boilly, Hieronymus Hess, Grandville und Traviès. Wie diese originelle Volkskunst aus bescheidenen Anfängen erwachsen ist, wie sie in fortschreitender Vervollkommnung die Teilnahme des großen Marktes auf sich lenkte, doch trotzdem bis zum Grund volkstümlich blieb, wird in dem reichillustrierten Buch zum erstenmal umfassend dargestellt.

Eugen Rentsch Verlag

Kunstbücher zum Betrachten

Eben erschienen:

Hercules Seghers

Ein physiognomischer Versuch von Wilhelm Fraenger

Mit 42 Abbildungen, darunter einer farbigen Tafel

Geh. 44 M., geb. 52 M.

Am Rand der fruchtbeladenen Ebene der vorrembrandtischen holländischen Kunst einsamt die fremdartige Schöpfung des Hercules Seghers gleich einem unzugänglichen Gebirge. Das Schicksal der Vereinsamung und der Verfremdung hat diesen abenteuerlichen Mann, der — wie sein Zeitgenosse Hoogstraten gesagt hat — „mit unermeßlichen Provinzen schwanger ging, die er in seinem Werk zu Tag gebar", zum Schöpfer einer Kathastrophenwelt berufen. Zu seiner Zeit war er verkannt und preisgegeben. Erst unsere Gegenwart hat ihn entdeckt. Die Zeit, in der Vincent van Gogh sein dem Vergessenen wahlverwandtes Werk erschuf, in der die finstere Seelenirrung August Strindbergs die psychologische Voraussetzung für Seghers Sonderart uns nahe rückte, vermag den Wert der Hinterlassenschaft des schwärmenden Phantasten Seghers zu ermessen.

Früher erschienen:

Exoten, Skulpturen und Märchen

53 große Abbildungen • Mit einer Einleitung von Wilhelm Hausenstein

Quartformat • Geh. 36 M., Halbleinenband 46 M.

„Hausenstein und sein Freund Picard gehören zu den ersten, die es versuchen, den üblichen, schon so langweiligen formalistischen Deduktionen in der Kritik zu entsagen und, soweit ihnen überhaupt eine literarische Interpretation der Kunst nötig und wünschenswert erscheint, Mittel zu finden, die den Leser fördern, ohne ihn zu überreden. Die Exoten erfüllen alle jene Bedingungen, die Picard und Hausenstein hinsichtlich des Zusammenhanges der Kunst und Religion aufstellen." Dr. Christoffel, in Basler Nachrichten.

Max Picard: Mittelalterliche Holzfiguren

Mit 32 großen Abbildungen

Quartformat • Geh. 24 M., geb. 32 M.

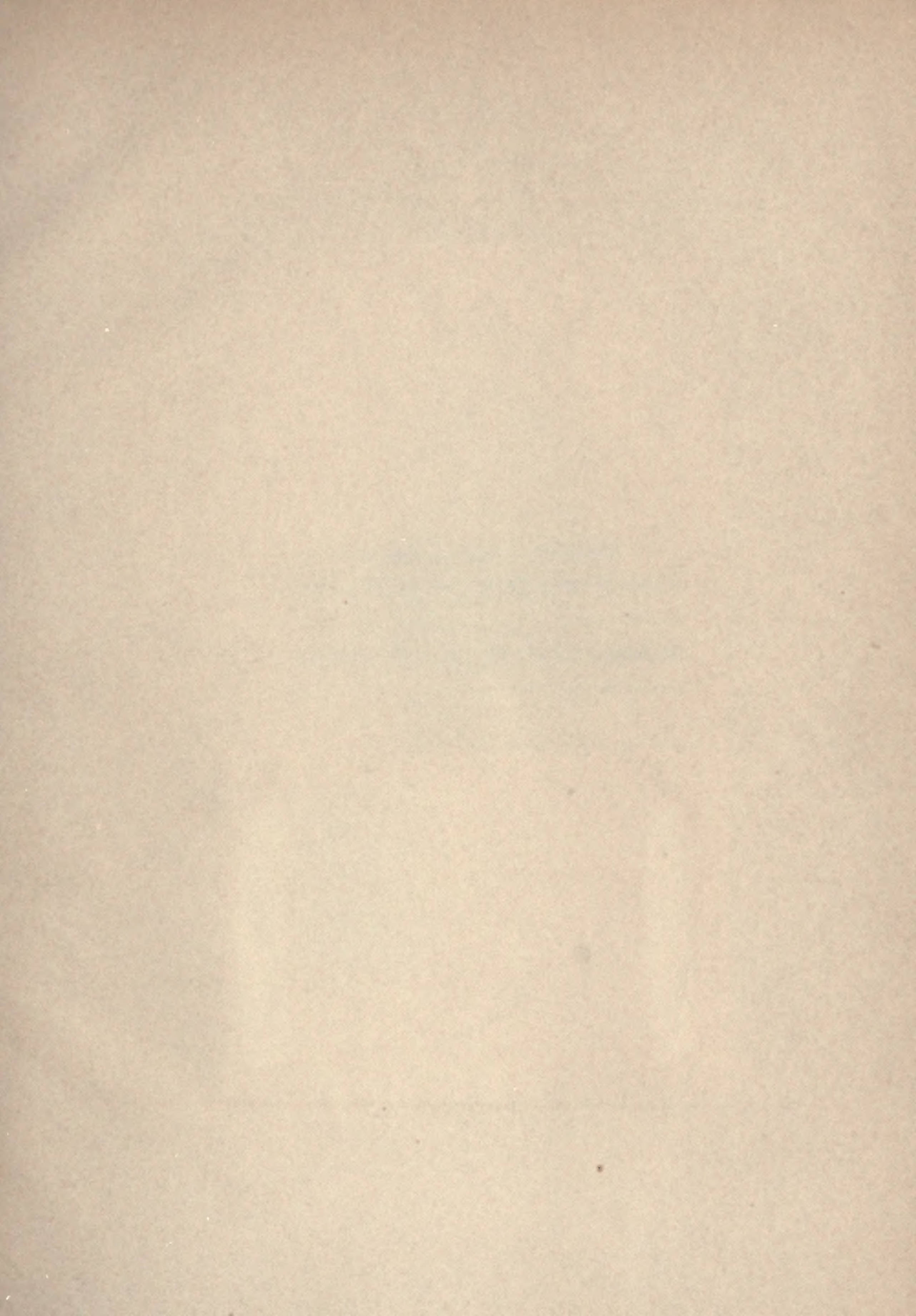
„Mit der Stille und Innigkeit, die seines Wesens bester Teil ist, schildert er als Dichter den Werdeprozeß des Erlebnisses einer formgewordenen Kunst. Schildert, deutet, verkündet er, wie die Figuren und die Menschen aufeinander zuwandern. Sich rufen. Sich näherkommen. Erkennen. Umarmen. Sich trennen. Bis wieder Einsamkeit ist. Und Verlangen. Und Sehnsucht. Das heimlichste Leben, das in den Figuren ist, läßt Picard in seiner Wortvision Erscheinung werden." Hans Franck, in Düsseldorfer Nachrichten.

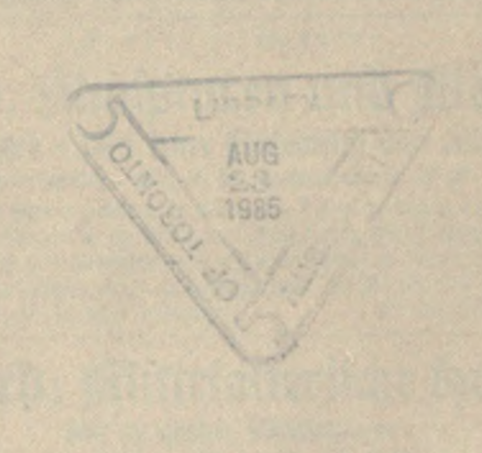
Max Picard: Das Ende des Impressionismus

2. Auflage • Geh. 8 M., geb. 14 M.

„Dieses Buch reiht in einem halben Hundert Seiten in aphoristischer Gedrungenheit das innere Gesicht des impressionistischen Zeitalters auf. Niemand vor Picard hat mit dieser messerscharfen Durchsicht, diesem auf das Letzte im Ausdruck zugespitzten Stil die große Entwicklung in der Kunst und im Leben der letzten [illegible] Jahre derart aufgedeckt." Frank Thieß

Eugen Rentsch Verlag






KOMISCHE BIBLIOTHEK